

Irena Medjedović (Hrsg.):

Offene Altenarbeit in Bremen

Forschungsergebnisse zu aktuellen Themen und
Herausforderungen

Bremer Schriften zur Sozialen Arbeit
Band 6

Die **Bremer Schriften zur Sozialen Arbeit** werden durch die drei Studiengänge der Sozialen Arbeit an der Hochschule Bremen herausgegeben (B.A., B.A. Dual und M.A. Praxisforschung und Innovation in der Sozialen Arbeit). Hier werden Ergebnisse aus laufenden Forschungen und theoretischen Diskussionen vorgestellt, die ein breites thematisches Spektrum umfassen. Die Art der Beiträge ist so divers wie die Themen. Sie reichen von Fachbeiträgen über Arbeitspapiere und ausgewählte besonders gelungene Qualifikationsarbeiten bis hin zu Dokumentationen von Fachveranstaltungen.

Die Bremer Schriften zur Sozialen Arbeit richten sich an Fachkräfte aus Wissenschaft und Praxis Sozialer Arbeit, aber auch an Interessierte in Politik und Gesellschaft.

Die Schriftenreihe erscheint seit dem Frühling 2020 unregelmäßig online und ist über die Staats- und Universitätsbibliothek Bremen zu beziehen: <https://www.suub.uni-bremen.de/>

Bisher erschienene Bände:

Band 1: Diversität im Kinderschutz gestalten. Texte zur 4. Sommerhochschule Kinderschutz 2019.
Herausgegeben von Sabine Wagenblass & Christian Spatscheck. Hochschule Bremen 2020

Band 2: Rechtspopulismus – eine Herausforderung für Demokratie und Soziale Arbeit?
Herausgegeben von Heinz Lynen von Berg. Hochschule Bremen 2021

Band 3: Reboot: social work. Inwieweit verändert sich die Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit durch den Einsatz künstlicher Intelligenz?
Verfasst von Daniel Telkmann. Hochschule Bremen 2023

Band 4: Jugendbeteiligung in Bremen. Grundlagen, Formen und Lebensbereiche.
Herausgegeben von Annette Harth. Hochschule Bremen 2024

Band 5: Sprachmittlung im Sozialwesen. Risiken und Good-Practice-Ansätze.
Herausgegeben von Can M. Aybek & Mehmet Kart. Hochschule Bremen 2025

Zitierweise:

Medjedović, Irena (Hrsg.) 2026: Offene Altenarbeit in Bremen: Forschungsergebnisse zu aktuellen Themen und Herausforderungen. Bremer Schriften zur Sozialen Arbeit. Band 6. Hochschule Bremen. DOI: <https://doi.org/10.26092/elib/6399>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einführung in diesen Band	7
<i>Irena Medjedović</i>	
 Alter(n) und Einsamkeit. Welche Auswirkungen und Bedeutung haben die Begegnungen und Angebote im Mehrgenerationenhaus für das Empfinden von Einsamkeit im Alter?	9
<i>Jana Baumgarten, Lisa Konadu, Bianca Kowalski und Ruth Pfeiffer</i>	
 Digitalisierung im Alter. Zur Vermittlung von Teilhabe älterer Menschen durch Digitalisierung	21
<i>Pascal Kirschstein, Stefan Leers, Beritan Tunc und Matthias Vorwerk</i>	
 Pflege in die Offene Altenarbeit integrieren. Strukturen, Potenziale und Herausforderungen am Beispiel der Stadt Bremen.....	31
<i>Johanna Krawietz</i>	
 Herausforderungen und Handlungsstrategien in der Offenen Altenarbeit aus Sicht von Fachkräften. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung in der Stadt Bremen	39
<i>Irena Medjedović</i>	

Vorwort und Einführung in diesen Band

Irena Medjedović

Prof. Dr. Irena Medjedović ist Professorin für Praxisforschung in der Sozialen Arbeit an der Fakultät Gesellschaftswissenschaften der Hochschule Bremen. Ihre Arbeits- und Interessenschwerpunkte umfassen Fragen der Anwendung und der Methodologie Empirischer Sozialforschung sowie Themen der Sozialgerontologie/Sozialen Altenarbeit.

irena.medjedovic@hs-bremen.de



Im März 2025 fand im Rahmen des „Weser-Salon Soziale Arbeit“¹ eine Veranstaltung zur Offenen Altenarbeit in Bremen statt. Dass an diesem Vormittag mehr als 60 Fachkräfte aus dem Handlungsfeld an der Veranstaltung teilnahmen und mitdiskutierten, zeigt die Dringlichkeit auf. Denn der demografische Wandel, zunehmende Diversität, aber auch soziale Ungleichheiten im Alter stellen bestehende Strukturen vor neue Herausforderungen. Der vorliegende Band greift diese Entwicklungen auf.

Die Entstehung dieses Bandes ist das Ergebnis einer Verzahnung von Forschung, Lehre und Praxis. Den Ausgangspunkt bildete ein Forschungsfreisemester im Sommersemester 2023, das mir den notwendigen Freiraum bot, um ein qualitatives Forschungsprojekt zu Strukturen und Bedarfen der Offenen Altenarbeit in Bremen durchzuführen. Inspiriert vom eigenen Forschungsprojekt, lud ich Studierende im darauffolgenden Semester dazu ein, zu Themen des Alter(n)s und der Altenarbeit zu forschen. Diese Lehrforschung fand im Rahmen des Moduls „Qualitative Methoden der Empirischen Sozialforschung“ im zweiten Semester des Bachelorstudiums der Sozialen Arbeit statt. Von den insgesamt sieben studentischen Forschungsarbeiten, die sich mit verschiedenen Fragestellungen des Alter(n)s beschäftigten, sind nun zwei in diesem Band veröffentlicht. Um schließlich auch den Dialog mit der Praxis zu suchen, wurden die Ergebnisse (meines Forschungsprojekts) schließlich auf dem eingangs genannten Fachtag präsentiert und mit Akteur:innen der Bremer Altenhilfe diskutiert. Für diesen Fachtag konnte zudem eine Mit-Autorin des Landespflegeberichts Bremen, Dr. Johanna Krawietz, für einen Vortrag gewonnen werden,

der auf die Schnittstellen zwischen der Offenen Altenarbeit und Pflege einging. Die beiden Vorträge bildeten die zwei weiteren Beiträge des Bandes.

Aus diesen Forschungstätigkeiten entstanden weitere Impulse für die Verankerung sozialgerontologischer Themen in den Studiengängen der Sozialen Arbeit an der Hochschule Bremen. So wurden im Masterstudiengang in den letzten zwei Jahren bereits mehrere entsprechende Praxisforschungsprojekte erfolgreich und in enger Kooperation mit der Praxis durchgeführt.² Die in diesem Band versammelten Beiträge sind somit als Einblicke in beispielhafte Fragen im Handlungsfeld zu verstehen – und vielleicht mehr noch als Momentaufnahmen. Denn Praxis verändert sich kontinuierlich und wirft daher auch kontinuierlich neue Fragen für die Praxisforschung auf.

In diesem Band liegt der Schwerpunkt auf aktuellen Themen und Herausforderungen in der Offenen Altenarbeit. Hiermit sollen Leser:innen innerhalb und außerhalb der Altenhilfe über einige aktuellen Entwicklungen und Diskussionen informiert werden. Im Einzelnen erwarten Sie folgende Beiträge:

Jana Baumgarten, Lisa Konadu, Bianca Kowalski und Ruth Pfeiffer widmen sich in ihrem Beitrag dem Phänomen der Einsamkeit im Alter. Dabei gehen sie von spezifischen Risiken aus, die dazu führen, dass ältere Menschen verstärkt von Einsamkeit betroffen sind und schwieriger selbstständig aus dieser Lage herausfinden. Auf der Suche nach institutionellen Orten, an denen Begegnungen älterer Menschen stattfinden, stieß das studentische Forschungsteam auf die sogenannten Mehrgenerationenhäuser (MGH). Anhand qualitativer Interviews mit Teilnehmerinnen und

¹ Für Informationen zu diesem regionalen Austauschformat zwischen Theorie und Praxis siehe: hs-bremen.de/wesersalon (Zugriff: 16.06.2026)

² Die Forschungsprojekte und teilweise auch die Forschungsberichte sind auf dem Internetauftritt des Studiengangs zu finden: <https://www.hs-bremen.de/studieren/studiengang/praxisforschung-und-innovation-in-der-sozialen-arbeit-m-a/> (Zugriff: 16.06.2026)

der Fachkraft des Angebots „Senioren-Café“ in einem Bremer Mehrgenerationenhaus werden die späte Singularisierung durch Verwitwung sowie (zunehmender) gesundheitlicher Einschränkungen als Risikofaktoren für Einsamkeit herausgearbeitet. Dabei erweist sich das MGH als Ort, an dem hochaltrige Frauen tragbare neue Beziehungen knüpfen können, die sie aus der Einsamkeit herausholen. Für das Thema Einsamkeit bei alten Männern weisen die Autorinnen allerdings auf ein Desiderat in Praxis und Forschung hin.

Mit der Digitalisierung beschäftigt sich der zweite studentische Forschungsbeitrag. Während der fortschreitende digitale Wandel häufig und besonders mit Blick auf das Alter negativ diskutiert und bewertet wird, stellen **Pascal Kirschstein, Stefan Leers, Beritan Tunc und Matthias Vorwerk** die Frage nach Verbesserungsmöglichkeiten für die gesellschaftliche Teilhabe älterer Menschen *durch* Digitalisierung. Die Ergebnisse zeigen, dass digitale Technologien insbesondere im Bereich der Kommunikation und Alltagsorganisation neue Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe eröffnen, jedoch auch Unsicherheiten und Überforderung hervorrufen können. Die Vermittlung digitaler Kompetenzen erfordert daher nicht nur technisches Wissen, sondern auch ein Verständnis für die Lebenswelt älterer Menschen. Die Studienergebnisse unterstreichen die Notwendigkeit, digitale Vermittlungsangebote niedrigschwellig auszurichten und im Sozialraum zu verankern.

Unter dem Gesichtspunkt der Pflegeprävention blickt **Johanna Krawietz** auf die Offene Altenarbeit in der Stadt Bremen. Als Mit-Autorin des Landespflegeberichts Bremen 2023 unterzieht sie dessen empirischen Befunde einer weiterführenden Analyse und identifiziert sechs verschiedene Ansätze, wie Beratungs- und Unterstützungsleistungen rund um die Pflege in die Offene Altenarbeit integriert werden können. Den Hintergrund der Überlegungen bilden die sich abzeichnende pflegerische Unterversorgung und gleichsam der Wunsch älterer Menschen, Pflegebedürftigkeit oder zumindest den Umzug in ein Pflegeheim (trotz Pflegebedürftigkeit) zu vermeiden. Das Spektrum der Informations-, Beratungs- bis hin zu direkten Unterstützungsleistungen, die die Autorin in der Praxis der Bremer Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffe ausmacht, zeugen vom Potenzial, die Integration und Vernetzung beider Handlungsfelder weiter und flächendeckend auszubauen.

Der Perspektive von Fachkräften in der Offenen Altenarbeit wendet sich **Irena Medjedović** im vierten und letzten

Beitrag zu. Grundlage ist eine qualitative Untersuchung mit dem Ziel, die Konzeptionen und das professionelle Handeln der institutionellen Akteur:innen zu rekonstruieren. Als Ausgangspunkt beschreibt die Autorin einen gesetzlich schwach formulierten Auftrag der kommunalen Altenhilfe, eine mittlerweile große Diversität der Zielgruppe(n) in ihren Lebenslagen und Lebensstilen sowie neue Anforderungen an die Offene Altenarbeit konzeptioneller Art, die mehr partizipative Ansätze, intergeneratives Arbeiten und eine Vernetzung im Stadtteil verlangen. In der Studie wird herausgearbeitet, dass die Fachkräfte Handlungsstrategien einsetzen, wie sie in der Sozialen Arbeit als professionelle Grundlagen der Offenen Arbeit, allerdings bislang sichtbarer für andere Handlungsfelder, beschrieben werden. Für den Zugang zu den diversen Zielgruppen werden jeweils spezifische Handlungsansätze aufgezeigt, teils auch eine Diversität von Einrichtungstypen. Die Zunahmen von Altersarmut und Hochaltrigkeit konfrontieren die Fachkräfte aber mit immer komplexeren Lebenslagen. Die Autorin argumentiert schließlich auch für eine notwendige Aufwertung der Offenen Altenarbeit, was allerdings über die Grenzen der vorgestellten Studie und ihres lokalen Kontextes hinausweist – und sich durchaus einfügt in einen bundesweiten Diskurs, in dem Sozialverbände und Fachgesellschaften auf verbindliche fachliche Standards durch eine Neuordnung der Altenhilfe im Sinne eines Altenhilfestrukturgesetzes drängen.

Alter(n) und Einsamkeit. Welche Auswirkungen und Bedeutung haben die Begegnungen und Angebote im Mehrgenerationenhaus für das Empfinden von Einsamkeit im Alter?

Jana Baumgarten, Lisa Konadu, Bianca Kowalski und Ruth Pfeiffer

Jana Baumgarten, Lisa Konadu, Bianca Kowalski und Ruth Pfeiffer waren zum Zeitpunkt des Entstehens dieses Beitrags Studierende des Studiengangs Soziale Arbeit, B.A. bzw. Soziale Arbeit Dual, B.A. An dieser qualitativen Forschungsarbeit haben sie gemeinschaftlich sowie gleichwertig im Rahmen des Moduls Empirische Sozialforschung II mitgewirkt und waren am Zustandekommen dieses Beitrags beteiligt.

1 Einleitung

Im Rahmen des Moduls „Qualitative Methoden der Empirischen Sozialforschung in der Sozialen Arbeit“ haben wir uns mit dem Thema „Alter(n) und Einsamkeit“ beschäftigt. Denn Einsamkeit stellt in unserer Gesellschaft eine zentrale Herausforderung dar, die vor allem auch ältere Menschen trifft.

Der demographische Wandel führt zu neuen Anforderungen an die Versorgungssysteme und schafft damit neue Probleme, die in den Verantwortungsbereich der Politik fallen. Im gleichen Zug trägt das gesellschaftliche Phänomen der zunehmenden Singularisierung dazu bei, dass viele ältere Menschen allein, weit weg von ihren Familien leben oder auch kinderlos sind. Dies ist zwar nicht zwingend mit Einsamkeit gleichzusetzen, aber gleichwohl sind ältere Menschen damit einem erhöhten Risiko der Einsamkeit ausgesetzt. Alleinsein kann zu einem Mangel an Unterstützung und Interaktion im Alltag führen und das Gefühl der Einsamkeit möglicherweise verstärken (vgl. Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgabe 2018: 1; Petrich 2011: 18 ff.).

Laut Petrich ist „Einsamkeit nicht nur ein individuelles, sondern vor allem auch ein gesellschaftliches Problem“ (Petrich 2011: 11). Dies kann in bestimmten Lebensphasen und Lebenslagen vorkommen und sich in „Einschränkungen des gesellschaftlichen Miteinanders, in einer Beeinträchtigung der Teilhabe an der Gesellschaft“ (Petrich 2011: 11) äußern. In unserer Gesellschaft ist Einsamkeit ein tabuisiertes Thema, dessen eigene Betroffenheit mit Scham verbunden ist: „Das Geständnis der Einsamkeit ist ein Zugeständnis der eigenen Hilflosigkeit und Schwäche“ (Petrich 2011: 16). Dies führt zu einem Kreislauf aus Rückzug und einer damit einhergehenden immer größer werdenden Einsamkeit, der zu entfliehen nur schwer möglich scheint. Deshalb liegt die „Lösung (...)

in der (Wieder-)Herstellung qualitativ erfüllender Beziehungen“ (Luhmann 2022: 14 f.).

Auf Grund dessen wird in diesem Forschungsvorhaben ein Ort untersucht, der Begegnungen für ältere Menschen schafft. Bei der Recherche sind wir auf das Mehrgenerationenhaus (MGH), einem Förderprogramm des Bundes, gestoßen. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat von 2017 bis 2020 im Rahmen des Bundesprogramms Mehrgenerationenhaus bis zu 539 Einrichtungen als MGH gefördert. Das Ziel war es, den Herausforderungen des demographischen Wandels zu begegnen, den Zugang zur sozialen Infrastruktur zu verbessern, sowie die soziale Teilhabe und den Zusammenhalt der Menschen zu fördern (vgl. Ornig et al. 2021: I). Im Jahr 2021 begann dafür eine neue Förderphase. In Bremen existieren insgesamt vier MGH (vgl. Die Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration o.J.). Die MGH dienen als offene Begegnungsorte und wirken vorbeugend gegen Vereinsamung. Eine Befragung von 2018 ergab, dass von den bundesweit über 530 Häusern etwa 250 MGH mit gezielten Angeboten einsame oder sozial isolierte Menschen erreichen. Insbesondere jüngere Senior:innen im Alter von 65 bis 80 Jahren werden angesprochen, aber auch Hochaltrige gehören zur Hauptzielgruppe (vgl. Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgabe 2018: 1 f.; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2020: 13).

Unser Ziel war es, einen möglichst breiten Einblick in das Leben der Senior:innen in Bezug auf Einsamkeit zu erlangen und dabei die Rolle des Mehrgenerationenhauses mit seinen verschiedenen Angeboten zu erfassen. Dahingehend wurde folgende Forschungsfrage formuliert:

Welche Auswirkungen und Bedeutung haben die Begegnung und das Angebot im Mehrgenerationenhaus für das Empfinden von Einsamkeit im Alter?

Für die Forschung wurden folgende Vorannahmen aufgestellt:

- Im Alter nimmt die Einsamkeit zu, da Senior:innen starke Veränderungen in ihrem Leben bewältigen müssen, wie zum Beispiel den Beginn der Rente und den Verlust der Partner:innen durch Tod.
- Durch die Corona-Jahre ist der Anteil der Senior:innen, die Einsamkeit empfinden, gestiegen, aufgrund der starken Kontaktbeschränkungen, aber auch durch Krankheit und Tod, da so viele Kontakte abgebrochen sind.
- Das Mehrgenerationenhaus trägt durch seine Angebote dazu bei, dass sich Senior:innen begegnen und vernetzen können, wodurch diese weniger Einsamkeit empfinden.

Vier Interviews konnten im Rahmen unserer Forschung realisiert werden: eins mit einer Fachkraft eines Mehrgenerationenhauses und drei Interviews mit Seniorinnen, die an dieses Mehrgenerationenhaus angebunden sind. Bevor wir näher unser methodisches Vorgehen (Kap. 3) und schließlich die Ergebnisse der Interviews näher erläutern und diskutieren (Kap. 4), wird zunächst das Forschungsthema „Einsamkeit im Alter“ aus Sicht der bereits vorliegenden Literatur betrachtet und der aktuelle Forschungsstand dargestellt.

2 Hintergrund

Der Begriff „Einsamkeit“ ist im deutschen Sprachgebrauch nicht eindeutig definiert und wird für unterschiedliche Phänomene verwendet. In der wissenschaftlichen Forschung gibt es verschiedene Definitionen von Einsamkeit: Eine Definition geht davon aus, dass alle Menschen ein Grundbedürfnis nach sozialen Bindungen haben. Werden diese sozialen Bedürfnisse nicht ausreichend befriedigt, entsteht Einsamkeit, die sich als negatives und schmerzhaftes Gefühl äußert. Dies verweist somit auf die Bedeutung von Kontakt, Austausch und sozialer Unterstützung (vgl. Faßbinder et al. 2015: 271; Luhmann 2022: 10). Eine Definition von Hillmann (1994) beschreibt Einsamkeit aus soziologischer Perspektive als eine soziale Situation, die durch eine dauerhafte oder zeitlich begrenzte, sowie aus spezifischen sozialen Lagen resultierende Einschränkung von Aktivitäten und sozialer Interaktion geprägt ist (Hillmann 1994: 173, nach Petrich 2011: 11). Nach der psychologischen Definition von Peplau und Perlman entsteht Einsamkeit aus der individuell wahrgenommenen negativen Diskrepanz zwischen gewünschten und vorhandenen Beziehungen (Peplau, Perlman 1981: 31, nach Luhmann 2022: 12, 37). Zentrale Aspekte der Definition von Einsam-

keit sind der subjektiv empfundene Zustand, der als negativ empfunden wird, und der Bezug auf das wahrgenommene Defizit an sozialen Kontakten. Diese können sowohl qualitativ als auch quantitativ als unzureichend empfunden werden (vgl. Luhmann 2022: 12; Petrich 2011: 11).

Der Schwerpunkt dieser Definition von Einsamkeit liegt auf den beiden Elementen der gewünschten und der tatsächlich vorhandenen sozialen Beziehungen. Diese stellen ein soziales Grundbedürfnis dar, das jedoch je nach individuellen Präferenzen und Persönlichkeitsunterschieden sowie je nach sozialem Kontext unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann. So verändern sich die sozialen Bedürfnisse mit dem Alter und die Qualität der sozialen Kontakte wird entscheidender als deren Häufigkeit (vgl. Luhmann 2022: 13, 37).

Beim Erleben von Einsamkeit können zwei verschiedene Formen unterschieden werden: die soziale und die emotionale Einsamkeit. Soziale Einsamkeit liegt vor, wenn ein soziales Netzwerk fehlt, wodurch sich vor allem Gefühle der Langeweile und Depression entwickeln, während emotionale Einsamkeit durch das Fehlen enger Bindungen entsteht und vor allem Angst beinhaltet (vgl. Luhmann 2022: 22; Petrich 2011: 11 f.).

Einsamkeit unterscheidet sich allerdings von den verwandten Konzepten soziale Isolation und Alleinsein, da Letztere einen objektiven Zustand beschreiben, der nicht zwangsläufig als negativ empfunden werden muss, im Gegensatz zur Einsamkeit, die per Definition als negativ empfunden wird. Soziale Isolation bezieht sich auf einen objektiven Mangel an sozialen Kontakten und Beziehungen, während Alleinsein einen (vorübergehenden) Zustand der Abwesenheit anderer Menschen darstellt (vgl. Luhmann 2022: 17 f.; Petrich 2011: 12). Übertragen auf das Mehrgenerationenhaus und seine Angebote könnte dies beispielsweise bedeuten, dass die Begegnungsangebote vielleicht Isolation und Alleinsein reduzieren, aber nicht zwangsläufig (das Gefühl von) Einsamkeit.

Ob etwa stärker isolierte Menschen das Gefühl der Einsamkeit überhaupt entwickeln, kann von ihrer Resilienz abhängen. Unter Resilienz wird die psychische Widerstandsfähigkeit von Menschen verstanden, trotz vorhandener Risikofaktoren negative Folgen abzuwenden oder nach einem Einschnitt wieder ein normales Funktionieren zu erreichen. Selbstwirksamkeit gilt im Kontext von Resilienz als Schutzfaktor (vgl. Zander, Roemer 2016: 52 f.). Der Begriff beschreibt die Überzeugung, durch eigene Fähigkeiten und selbstbestimmtes Handeln Einfluss auf das Leben nehmen und gewünschte Effekte erzielen zu können. Dieses Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit beeinflusst, wie Menschen Herausforderungen bewältigen und an Zielen festhalten (vgl. Dulgeridis, Könen 2025: 5 f.). Damit wird die Relevanz des Resilienzbegriffs für das Alter(n)

deutlich, da diese Lebensphase durch eine Vielzahl vorliegender Beeinträchtigungen und Verluste gekennzeichnet ist (vgl. Staudinger, Greve 2001: 98).

Im höheren Lebensalter manifestieren sich spezifische Einsamkeitsrisiken, die in anderen Lebensphasen nicht präsent sind. Faktoren, die Einsamkeit im Alter auslösen können, umfassen das Fehlen oder den Verlust einer geliebten Person durch Trennung, Scheidung oder Tod, Entberuflichung³, Kinderlosigkeit oder das Fehlen einer engen Eltern-Kind-Beziehung sowie gesundheitliche Aspekte (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2020: 12; Faßbinder et al. 2015: 271; Petrich 2011: 18-22).

Ältere Menschen mit schlechtem Gesundheitszustand sind verstärkt von Einsamkeit betroffen. So können Menschen mit eingeschränkter Mobilität ihre sozialen Kontakte schlechter aufrechterhalten. Aber nicht nur die physische, sondern auch die psychische Gesundheit spielt eine Rolle und steht in Wechselwirkung mit dem somatischen Wohlbefinden und mit Einsamkeit:

„Gesundheitliche Beeinträchtigungen können sich insgesamt negativ auf das psychische Wohlbefinden auswirken, so dass die kognitive Bewertung der eigenen Lebenssituation negativer ausfällt. Neben körperlichen Beschwerden sind es Gefühle von Verlust der Selbstständigkeit, zunehmender Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit, die wiederum das Gefühl der Einsamkeit begünstigen können“ (Petrich 2011: 20). Schließlich stellt sich die Frage, wie Einsamkeit sich bei den betroffenen Menschen äußert. Hierzu hält Petrich allerdings fest:

„Das unverkennbare Einsamkeitsgefühl gibt es nicht. Es handelt sich um eine Vielzahl negativer, belastender Aspekte, die sich oft gleichzeitig auf der gedanklichen, gefühlsmäßigen und körperlichen Ebene und auch im Verhalten ausdrücken. Das, was als Gefühl der Einsamkeit bezeichnet und erlebt wird, kann bei jeder Persönlichkeit individuell und einzigartig sein, ebenso die Reaktion darauf.“ (Petrich 2011: 14)

So wird Einsamkeit in qualitativen Studien von den Betroffenen sehr unterschiedlich empfunden und beschrieben: häufig mit Gefühlszuständen wie Traurigkeit oder Leere und kann sowohl Verzweiflung, Depression, Ungeduld/Langeweile als auch Selbstabwertung umfassen (vgl. Luhmann 2022: 15 f.).

Hinsichtlich epidemiologischer Erkenntnisse zu Einsamkeit hat die Generali Altersstudie 2017 gezeigt, dass Einsamkeit in der älteren Generation nicht besonders weit verbreitet ist: Nur vier Prozent der 65- bis 85-Jährigen gaben an, sich häufig einsam zu fühlen, während 19 Prozent angaben, sich manchmal einsam zu fühlen. Das Risiko, von Einsamkeit betroffen zu sein, steigt jedoch mit zunehmendem Alter: 36 Prozent der 80- bis 85-Jährigen geben an, sich manchmal oder sogar häufig einsam zu fühlen. Dabei stellen das Fehlen eines Partners, Kinderlosigkeit und ein schlechter Gesundheitszustand die größten Risikofaktoren für Einsamkeit im Alter dar und Menschen, auf die diese Faktoren zutreffen, sind noch stärker von Einsamkeit betroffen (vgl. Generali Deutschland AG 2017: 124 ff.).

In der Studie von Huxhold und Engstler (2019) konnte gezeigt werden, dass das Risiko, von Einsamkeit betroffen zu sein, u-förmig verläuft. Zwischen dem 40. und Mitte 60. Lebensjahr sinkt das Einsamkeitsrisiko, steigt danach wieder an, erreicht aber im Alter von 90 Jahren nur noch rund elf Prozent und ist damit nicht höher als im Alter von 40 Jahren. Dabei zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede: Männer sind zwischen 40 und 60 Jahren etwas häufiger von Einsamkeit betroffen. Mit zunehmendem Alter kehrt sich dies um und im Alter von 90 Jahren fühlen sich mehr Frauen (14 Prozent) einsam als Männer (neun Prozent). Dies ist auf geschlechtsspezifische Risiken wie Krankheit, Verwitwung und finanzielle Not zurückzuführen, von denen Frauen stärker betroffen sind (vgl. Huxhold, Engstler 2019: 71-73).

Die hier zitierten Studien berücksichtigen nicht die Zeit der Corona-Pandemie, von der wir annehmen, dass sie aufgrund der Kontaktbeschränkungen und eventuell erlebter Verluste durch Todesfälle stärker von Einsamkeit geprägt gewesen sein könnte – so eine der Untersuchungsvorannahmen, auf die in Kapitel 4 eingegangen wird.

3 Methodisches Vorgehen

Im Folgenden wird das methodische Vorgehen für die Forschungsarbeit vorgestellt.

Erste Überlegungen zu dem Untersuchungsfeld beinhalten die Frage: „Wo finden Begegnungen von Senior:innen statt?“ Nach einer kurzen Recherche haben wir uns für Mehrgenerationenhäuser (MGH) entschieden, weil diese Angebote u. a. für Senior:innen schaffen. In Bremen gibt es vier MGH, welche wir alle per E-Mail kontaktiert haben, von denen uns eins geantwortet hat. Wir vereinbarten telefonisch ein Vorgespräch mit der Fachkraft, um uns einen

³ Entberuflichung meint die berufliche Entpflichtung oder anders gesagt: die gesellschaftliche Statuspassage des Übergangs aus der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand.

Überblick über die Situation von älteren Menschen zu verschaffen und um zu überprüfen, ob unser Vorhaben realisierbar sein würde. Dieses Vorgespräch mit der Fachkraft gab bereits viel Aufschluss über die Lebenslage vieler Senior:innen.

Als Perspektiven interessierten uns die Mitarbeiter:innen und teilnehmenden Senior:innen, des Angebots „Senior-Café“, an welchem ca. 15 Seniorinnen regelmäßig teilnehmen. Da es sich hierbei ausschließlich um weibliche Teilnehmerinnen handelte, wird im Folgenden bei der Beschreibung dieses Angebots und der Analyse der Interviews auf die Genderdifferenzierung verzichtet. Bei allgemeinen Ausführungen zur Forschung und zur Bedeutung von Einsamkeit im Alter wird hingegen weiterhin eine geschlechtergerechte Sprache verwendet.

Der Erstkontakt zu den Seniorinnen wurde durch die Fachkraft erschlossen, mit der wir das Vorgespräch und später auch das Interview geführt haben. Dort haben wir mit ihr einen Kennlerntermin mit den Seniorinnen vereinbart. Bei diesem Kennlertreffen stellten wir uns den Seniorinnen vor und teilten Flyer mit Informationen zum Forschungsvorhaben und Interview aus.

Wir haben uns für das Problemzentrierte Interview (PZI) (vgl. Witzel 2000) als Methode entschieden, um eine möglichst erzählungsgenerierende Kommunikation zu schaffen, welche sich auf die Darstellung der subjektiven Problemsicht der Befragten konzentriert. Das PZI beinhaltet Kurzfragebogen, Leitfaden, Tonaufzeichnung des Gesprächs und Postskriptum. Für die bestmögliche Vergleichbarkeit der Interviews und als Gedächtnisstütze wurden von uns zwei strukturierte Tabellen nach Helfferich (vgl. Helfferich 2011) erstellt und als Leitfäden benutzt. Die Tonträgeraufzeichnung diente der späteren Transkription des Interviews und der genaueren Erfassung der Daten. Der Kurzfragebogen wurde genutzt, um Sozialdaten zu erheben. Dies geschah am Ende der Interviews, um ein Frage-Antwort-Schema vor Beginn der Interviews zu vermeiden. Nach den Interviews wurden Postskripte von uns erstellt, um die Gegebenheiten der einzelnen Interviews, wie Störfaktoren und erste Analyseideen zu erfassen.

Wir erstellten zwei Leitfäden (siehe Anhang), einen für das Interview mit der Fachkraft und einen für die Interviews mit den Seniorinnen. Die Leitthemen orientierten sich an den Vorannahmen (siehe Einleitung) und erstreckten sich von den Einflüssen lebensverändernder Einschnitte, Erschütterungen der Corona-Jahre bis hin zu einem Einfluss des MGH auf die Vernetzung seiner Besuchenden. Diese Leitthemen wurden so sortiert, dass sensiblere Fragen, wie das eigene Empfinden von Einsamkeit, erst später im Interview gestellt wurden, um die befragten Personen langsam an die sensible Thematik heranzuführen. Die

Unterthemen wurden genutzt, um bestimmte Aspekte der Leitfragen, die wir bei unserer Recherche herausgearbeitet haben, nachfragen zu können, falls sie nicht bereits erwähnt wurden. Die Aspekte wurden für den Überblick stichpunktartig aufgelistet, um sie leicht während des Interviews abhaken zu können. Des Weiteren haben wir einzelne konkrete Nachfragen, Aufrechterhaltungs- und Steuerungsfragen (vgl. Helfferich 2011: 186, 102-107) formuliert, um den Gesprächsfluss beizubehalten und Formulierungsschwierigkeiten entgegenzuwirken, um das Stellen von geschlossenen oder suggestiven Fragen zu vermeiden. Im Leitfaden für die Fachkraft wurden am Ende ergänzende Nachfragen integriert, welche übrig gebliebene Informationen abfragen und einen stärkeren Abfragecharakter aufweisen und den Gesprächsfluss im Interview unterbrechen würden. Dies diente einer Informationsgenerierung von letzten wichtigen Daten, die nicht in offenen Fragen formuliert werden konnten.

Als Vorstufe für die Einzelinterviews, hielten wir auch ein Kennlertreffen mit den Seniorinnen für sinnvoll, bei dem wir uns als Gruppe bei ihnen vorstellen konnten, um eine Vertrauensbasis für so ein sensibles Thema wie Einsamkeit zu schaffen. Hierbei fungierte die Fachkraft als eine Art „Gatekeeperin“, weil nur durch sie der Zugang zu den älteren Menschen möglich war. Sie kündigte uns bei den Seniorinnen an und lud uns zu einem der regelmäßig stattfindenden Seniorencafés mit Kaffee, Kuchen und Gesellschaftsspielen ein. Während dieses Kennlertreffens hatten wir als Gruppe die Möglichkeit unser Anliegen in ungezwungener Atmosphäre und unverbindlich zu erklären, Informationsmaterial zu verteilen und erste praktische Eindrücke zu sammeln. Gleichzeitig gab dies den Seniorinnen die Möglichkeit uns Fragen zum Forschungsanliegen und auch zu unserer Person zu stellen. So konnten auf spielerische Art und Weise Unsicherheiten abgebaut werden, die zwischen Interviewenden und Interviewten vorherrschen können.

Insgesamt wurden drei Interviews mit Seniorinnen und ein Interview mit einer ihnen sehr vertrauten Fachkraft des MGH geführt. Die Interviews hatten eine Dauer von 40 bis 54 Minuten und waren nah am ersten Kennlernen terminiert, damit die Erinnerung an uns und das gewonnene Vertrauen nicht verloren zu gehen drohte. Die Befragungen wurden im Januar 2024 durchgeführt, wovon drei Interviews in den Räumlichkeiten des MGH und eins bei der Seniorin zuhause stattgefunden hat.

Die Seniorinnen-Interviews (S1-S3) schlossen sich zeitlich an das Interview mit der Fachkraft (FK) an. Da wir als Gruppe in stetigem Austausch miteinander waren, wurde jedes Interview zum Teil vom vorangegangenen Interview beeinflusst. So war man beispielsweise vorbereitet auf Emotionalität und Unterbrechungen. Letzteres wurde

beim Interview mit S3 im MGH deutlich, da die Räumlichkeiten oft stark frequentiert sind und in der Regel jeder Zugang zu allen Räumen hat. Beim Interview mit S2 kam es zu einer Unterbrechung, die zu Ablenkung und Zeitdruck führte, und somit womöglich die Beantwortung der letzten Frage beeinflusste. Schwierigkeiten mit Störgeräuschen gab es aber auch im Interview mit der S1 bei ihr zu Hause, da diese – womöglich aus Nervosität – Klopfgeräusche mit den Fingern auf dem Tisch machte. Ein Interviewtermin hätte aufgrund von Doppelbuchung beinahe nicht stattfinden können: Offenbar hatte S3 den bereits vereinbarten Interviewtermin nicht mehr im Blick und sagte daher versehentlich einen weiteren Termin zur selben Zeit zu. Dieses Dilemma konnte aber durch den freiwilligen Einsatz der Fachkraft gelöst werden. Das Interview konnte stattfinden, allerdings unter spürbarem Zeitdruck.

Alle Interviews wurden auditiv aufgezeichnet und transkribiert. Der tatsächliche Name der Interviewten und alle Daten, die unmittelbar zu einer Identifizierung der Person führen könnten, wurden zu ihrem Schutz für das Transkript anonymisiert und pseudonymisiert. Die Transkription wurde angelehnt an ein Grundtranskript (vgl. Fuß, Karbach 2014: 61-64) mit leichten Änderungen. Diese umfassten: Korrektur des „breiten“ Dialekts, umgangssprachliche Ausdrucksweisen werden wortgenau ins Hochdeutsche übersetzt, wobei fehlerhafte Ausdrücke sowie fehlerhafter Satzbau beibehalten werden.

Bevor es zu einem Zusammentragen des Materials kommen konnte, wertete zunächst jede ihr Interview selbst aus. Die Auswertung unserer Interviews erfolgte mit Hilfe der Auswertungsschritte des Problemzentrierten Interviews nach Witzel (vgl. Witzel 2000: 20 ff.; Witzel, Reiter 2022: 188 ff.), angefangen bei der „Rekonstruktion von Vorinterpretationen im Interview“ (Witzel, Reiter 2022: 190). Hierfür notierten wir unter anderem neue wichtige Themen aus dem Interview, thematische Auffälligkeiten, markierten aufschlussreiche Zitate und formulierten erste Gedanken für mögliche Analysen. Unterstützung dabei waren die vertikale, also einzelfallbezogene Analyse und Interpretation, die uns eine genauere Konkretisierung unserer ersten Gedanken der Analyse bot und zusammen mit den fallübergreifenden zentralen Themen die Grundlage für unsere Analyse bildete.

Im Resultat ergaben sich als zentrale Themen soziale Netzwerke und die Gesundheit der Seniorinnen.

4 Ergebnisdarstellung und Interpretation

In diesem Abschnitt werden die Ergebnisse der fallvergleichenden Analyse⁴ dargestellt und im Hinblick auf die Fragestellung und die gewonnenen Erkenntnisse eingeordnet.

4.1 Soziales Netzwerk

Wie bereits ausgeführt (siehe Kapitel 2), stellen soziale Beziehungen und das Eingebundensein in ein soziales Netzwerk ein Grundbedürfnis aller Menschen dar und wirken sich auf ihr Wohlbefinden aus (vgl. Petrich 2011: 11). Die vorhandenen sozialen Beziehungen spielen eine wichtige Rolle, da sie für ältere Menschen Sicherheit und Verlässlichkeit bedeuten (vgl. Generali Deutschland AG 2017: 143). Die Lebensphase des Alters ist jedoch geprägt von einer Vielzahl an Beeinträchtigungen und Verlusten, was als Risikofaktor für Einsamkeit angesehen werden kann (vgl. Staudinger, Greve 2001: 98).

Deshalb wird im Folgenden untersucht, welches Netzwerk besteht, wie die Kontakte aussehen, ob dies mit Einsamkeit zusammenhängt und welche Auswirkungen das MGH in diesem Zusammenhang hat.

Die gesellschaftliche Entwicklung von größeren räumlichen Wohnentfernungen zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern (vgl. Huxhold, Engstler 2019: 85) bewirkt eine Singularisierung bei den älteren Menschen, da dadurch der Kontakt verringert wird. Dieser Aspekt wurde im Interview durch die Fachkraft deutlich gemacht (vgl. FK, 353 ff.)⁵.

Im Unterschied dazu stehen die Schilderungen der drei befragten Seniorinnen. Diese wohnen zwar alle allein, erhalten jedoch Unterstützung durch nahwohnende Familienangehörige. S1 erzählt von einem guten Kontakt zu einer Tochter. Diese unterstützt sie im Alltag bei Formularen und schweren Einkäufen (vgl. S1, 35 f.). Sie beschreibt, allerdings einen Kontaktabbruch zu einer weiteren Tochter, der sie emotional zu belasten scheint (vgl. S1, 157 ff.). Sie ist schon seit langer Zeit geschieden, dies stellt aber keine ersichtliche Auswirkung auf eine mögliche Einsamkeit dar (vgl. S1, 226 ff.).

S2 berichtet von einer großen Familie mit zwei Kindern, mehreren Enkeln und Urenkeln. Zu ihnen besteht ein regelmäßiger Kontakt, insbesondere zur Tochter. Diese ist ihr eine zentrale Hilfe in Aufgaben des täglichen Lebens und erkundigt sich täglich nach dem Wohlergehen der

⁴ Die ebenfalls erfolgten Einzelfalldarstellungen wurden für diese Veröffentlichung herausgenommen, um die Anonymität der Befragten zu wahren.

⁵ Zwecks Anonymisierung wurden die Fachkraft- und Seniorinnen-Interviews jeweils durchnummeriert. Die in den Quellenangaben verwendeten

Abkürzungen „FK“ und „S“ stehen für Fachkraft und Seniorin. S1 heißt demnach Interview mit Seniorin 1. Die Zahl nach dem Komma gibt die Zeilennummer der ersten Zeile der zitierten oder paraphrasierten Textpassage an.

Mutter, was S2 sehr zu schätzen weiß. Zum Sohn ist der Kontakt hingegen weniger häufig, da dieser weiter weg wohnt und sie ihn laut eigener Aussage nicht belasten möchte (vgl. S2, 76 ff., 446 ff.).

Im Interview mit der S3 schildert die Seniorin einen regelmäßigen Kontakt zu beiden Söhnen und die unmittelbare Nähe zu ihnen, da sie auf demselben Grundstück wohnen (vgl. S3, 47 ff.). Der Sohn, der direkt über ihr im Haus wohnt, sieht regelmäßig nach dem Wohlbefinden seiner Mutter (vgl. S3, 213 f.).

Der Verlust der Ehepartner:innen im Alter stellt einen großen Risikofaktor für die Entstehung von Einsamkeit dar (vgl. Staudinger, Greve 2001: 122). Innerhalb des MGH ist ein Großteil der Menschen von Verwitwung betroffen (vgl. FK, 281 f.). Zu untersuchen ist, inwiefern diese Menschen deshalb auch unter Einsamkeit leiden. So berichten zwei Seniorinnen auf welche Weise der Verlust ihrer Ehemänner sie geprägt hat:

Durch den Tod ihres Mannes Ende 2022 brach für S2 die wichtigste Person in ihrem Leben weg, sodass eine große Lücke entstand. In den Jahren zuvor waren durch die intensive Pflege ihres Mannes keine Kapazitäten für weitere soziale Kontakte vorhanden gewesen. Dieser Verlust rief eine starke Belastung hervor: „Denn das war das Schlimmste. Ich sage ja, ganz zu Anfang konnte ich dieses Alleinsein nicht ertragen. Keinen, der mit einem spricht. Keinen Austausch mehr. Niemanden, der sie braucht. Denn das ist, das ist glaube ich, das Hauptproblem gewesen, keiner, der mich mehr gebraucht hat“ (S2, 417 ff.). Sie empfindet Einsamkeit, da sie keinen Ansprechpartner, keine Aufgabe und keine Tagesstruktur mehr hat (vgl. S2, 427 ff.). Dies sind Anzeichen für emotionale und soziale Einsamkeit und äußern sich in der Angst vor dem Alleinsein, sowie in Gefühlen der Langeweile (vgl. Luhmann 2022: 22; Petrich 2011: 11; S2, 15 ff., 129 ff.).

Demgegenüber stehen die Umstände des Todes des Ehemannes der S3. Dieser verstarb plötzlich vor langer Zeit mit 65 Jahren (vgl. S3, 59 ff.). Die 90-jährige erzählt vom Rückhalt, den sie in dieser Zeit durch ihre Freundinnen erfahren hat, gleichzeitig aber auch von der Trauer und den belastenden Phasen des Alleinseins (vgl. S3, 59 ff.). Auch heute ist die Seniorin regelmäßig allein, beschreibt sich dennoch nicht als einsam, da sie diese Zeit genießt und sich zu beschäftigen weiß (vgl. S3, 29 ff., 94 ff., 103 f.).

Anhand dieser zwei Beispiele wird deutlich, welche Rolle Resilienz und Selbstwirksamkeit spielen. Dies zeigt sich im Leben der S3 dadurch, dass sie davon überzeugt ist, ihr Leben durch selbstbestimmtes Handeln steuern zu können (vgl. S3, 27 ff., 107 ff.). Wohingegen S2 weniger Aspekte von Resilienz zeigt, da sie stark von Einsamkeit betroffen ist, was auf den kürzlich erlittenen Verlust des Ehemannes zurückzuführen ist.

Eine große Bedeutung für das Nichtauftreten von Einsamkeit können neben dem Kontakt zur Familie auch außerfamiliäre Beziehungen haben. Insbesondere langjährige Freundschaften stellen Schutzfaktoren dar, die Resilienz begünstigen (vgl. Petrich 2011: 19). S3 pflegt ihr ganzes Leben hinweg viele Freundschaften (vgl. S3, 71 f., 207 f.). Dadurch ist keine negativ empfundene Diskrepanz zwischen den gewünschten und den tatsächlich geführten Beziehungen ersichtlich geworden, was ihr eigenes Nichtempfinden von Einsamkeit auch in der Praxis bestätigt (Peplau, Perlman 1982, nach Luhmann 2022: 12, 37).

Die Freundschaften und Kontakte der S2 sind nach dem Tod ihres Ehemannes relevanter geworden. Zunächst bestand ein Mangel an sozialen Kontakten, unter dem sie sehr gelitten hat (vgl. S2, 114 ff.). Dann aber konnte sie die Diskrepanz zwischen den bestehenden und gewünschten Kontakten mit Hilfe der Angebote und Begegnungen des MGH verringern (vgl. S2, 158 ff.). So sind durch ihre Initiative erste Treffen außerhalb der Räumlichkeiten des MGH und ein gemeinsamer Urlaub mit zwei weiteren Teilnehmerinnen des MGH entstanden (vgl. S2, 205 ff.). Zuvor geknüpfte Kontakte an anderer Stelle führten nur zu oberflächlichen Beziehungen, wohingegen die Begegnungen im MGH zu tiefergehenden Kontakten geworden sind, da sich die Teilnehmenden in ähnlichen Lebenssituationen befinden (vgl. S2, 483 ff.).

S1 pflegt viel Kontakt zu ihren Freundinnen, mit denen sie viel unternimmt. Insbesondere der Kontakt zu ihrer guten Freundin, mit der sie auch zusammen im MGH ist, schützt sie vor Einsamkeit (vgl. S1, 72 f., 195). Obwohl die S1 im Interview nicht von ihrer eigenen Einsamkeit spricht, lassen einige ihrer Verhaltensweisen, von denen sie spricht, darauf schließen, dass sie doch von Einsamkeit betroffen sein könnte. So scheint sie Vermeidungsstrategien anzuwenden, um bewusst oder unbewusst durch Aktionismus und dem Aufsuchen von oberflächlichen Kontakten dem Gefühl von Einsamkeit und dem Alleinsein zu entfliehen (vgl. Petrich 2011: 16; S1, 72 f., 386 ff.). Denkbar ist auch, dass sie die bestehende Situation nicht umfassend reflektieren kann oder sich dem nicht stellen möchte.

Allgemein wird deutlich, dass es für ältere Menschen eine Herausforderung und Hürde darstellt, neue Beziehungen aufzubauen (vgl. FK, 311 ff.; S2, 167 ff.; S1, 379 ff.). Dabei stellen die Angebote des MGH eine große Unterstützung für die Seniorinnen dar, da hier Begegnungen ermöglicht werden (vgl. S2, 167 ff.).

Insgesamt berichten alle Seniorinnen von den positiven Auswirkungen, welche die Nutzung des MGH mit sich bringen. Sie kommen nicht nur „mehr raus“ (S1, 185), sondern schätzen den regelmäßigen Treff („denn es ist eine wunderbare Gruppe“, S3, 33) und finden über die Begegnungen wertvolle Freundschaften und Unterstützung: „[Name

der Einrichtung] ist mir die größte Unterstützung. Die Freundschaften, die man dann hier schließt, ist auch eine große Unterstützung. Ich brauche, ich brauche immer jemanden, der entweder für mich da ist oder für den ich da sein kann. Ich kann nicht alleine sein und das ist mein Problem. Das, wie gesagt, da bin ich heilfroh, dass es das hier gibt.“ (S2, 117 ff.)

4.2 Gesundheit

Wie die sozialgerontologischen Erkenntnisse zeigen (siehe Kapitel 2), ist die Lebensphase des Alters durch zunehmende Beeinträchtigungen gekennzeichnet (vgl. Staudinger, Greve 2001: 98). Dabei hat der Gesundheitszustand einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Einsamkeitserleben. So sind ältere Menschen mit schlechtem Gesundheitszustand verstärkt von Einsamkeit betroffen, da sie leichter durch Einschränkungen von Aktivitäten und sozialer Interaktion entsteht. Gefühle von Verlust von Selbstständigkeit bzw. zunehmender Hilfsbedürftigkeit und Abhängigkeit begünstigen Einsamkeitsgefühle (vgl. Petrich 2011: 11, 20).

Deshalb wird im Folgenden untersucht, wie der Gesundheitszustand aussieht, welche Einschränkungen im Alltag dadurch entstehen, wie dies mit dem Erleben von Einsamkeit zusammenhängt und welche Auswirkungen das MGH darauf hat. In den Interviews wird von verschiedenen Formen von Krankheiten gesprochen, welche die Seniorinnen in ihrem Alltag einschränken und wodurch sie auf Hilfen Anderer angewiesen sind. S2 berichtet, dass sie auf Grund ihrer Krankheit in ihrer Bewegung eingeschränkt und auf einen Rollator angewiesen ist, wodurch sie viel Zeit zuhause verbringt, und versucht sich durch Fernsehen abzulenken (vgl. S2, 82 ff.). Sie hat Schwierigkeiten Hilfe anzunehmen, denn sie möchte sich nicht eingestehen, dass sie selbst nicht mehr in der Lage ist, alles allein zu schaffen (vgl. S2, 295 ff.). S1 kann laut eigener Aussagen durch ein Stoma⁶ nicht mehr richtig laufen und ist eigentlich auf einen Rollator angewiesen (vgl. S1, 152 ff.). Darüber hinaus ist sie teilweise in ihrem Alltag eingeschränkt, durch die Abhängigkeit von einem Pflegedienst, der lange Wartezeiten zuhause mit sich bringt (vgl. S1, 39 ff.). Ihre Erkrankung ist ein Grund dafür, wieso sie ihre Tochter öfter sieht, die ihr zur Verfügung steht, um schwere Einkäufe zu erledigen und andere Hürden im Alltag zu bewältigen (vgl. S1, 149 f., 35 f.).

S3 ist durch mehrfache Operationen an Hüfte und Bein eingeschränkt in ihrer Gehfähigkeit und braucht Hilfe bei den Aufgaben des alltäglichen Lebens; im Haushalt, beim Einkaufen und beim Gärtnern (vgl. S3, 121 ff., 152 ff., 224 ff.). Bislang werden diese Bedarfe im Alltag durch externe

Dienstleister abgedeckt. Hingehend der Hilfen im Haushalt spricht die FK auch von einem immer größeren Bedarf, den die Dienstleister gar nicht mehr bedienen können (vgl. FK, 271 f.). Die benannten Einschränkungen der Seniorinnen, die zunehmende Abhängigkeit und Hilfsbedürftigkeit, können laut Petrich das Gefühl der Einsamkeit begünstigen (vgl. Petrich 2011: 20).

Eine weitere Hürde für Gemeinschaft, die viele Senior:innen betrifft, ergibt sich aus dem Weg zu den Angeboten im MGH. Das MGH hat allerdings die Möglichkeit, auf einen Fahrdienst zurückzugreifen, den alle Senior:innen nutzen können (vgl. FK, 67 ff.). Dieser Dienst wird auch von S1 und S3 in Anspruch genommen, um an den Gemeinschaftsaktionen teilnehmen zu können (vgl. S1, 327; S3 256 ff.). S3 betont, dass sie ohne den Fahrdienst nicht ins MGH kommen würde, gerade wenn es dunkel wird, ist dieser eine große Hilfe (vgl. S3, 256 ff., 259 ff.). Er sei mit den „netten Helfern“, „einfach toll“ (S3, 57ff.). Das Angebot an Fahrdiensten wird auch von der FK als ein sehr großer Bedarf wahrgenommen (vgl. FK, 639).

Die FK berichtet, dass viele der Teilnehmer:innen an Depression leiden (vgl. FK, 289 f.). Allerdings sieht sie bei einigen der Teilnehmer:innen positive Veränderungen im Gesundheitszustand, die dies selbst auf die Angebote und Begegnungen im MGH zurückführen (vgl. FK, 297, 383 ff.). Dies wird in einem Interview durch die Aussage bestätigt, dass die Angebote des MGH die Seniorin davor bewahrt haben, in eine schwere Depression zu fallen (vgl. S2, 52 f.). In einem anderen Interview äußert die Befragte die Vermutung, dass ihre gute Freundin die Angebote unter anderem wegen deren positiver Auswirkungen auf ihre psychische Verfassung wahrnimmt (vgl. S1, 318, 324). Die Fachkraft schließt aus den bestehenden Veränderungen der Senior:innen durch die Angebote, dass „Einsamkeit wirklich krank macht.“ (FK, 297)

4.3 Unbestätigte Annahmen

Der Renteneintritt wird als wichtige Lebensphase angesehen, die das Risiko für das Empfinden von Einsamkeit erhöhen kann (vgl. Petrich 2011: 19). Dies stellte sich bei den Befragten jedoch nicht als relevanter Aspekt heraus, da der Renteneintritt bei den befragten Seniorinnen schon weiter zurück lag und der Wechsel in diese Lebensphase nicht (mehr) ein relevantes Thema für sie darstellte.

Die Annahme, dass sich durch Corona die Einsamkeit bei den Senior:innen verstärkt hat, wurde durch die Fachkraft bestätigt und damit begründet, dass die Begegnungen im MGH eine Zeitlang nicht im normalen Umfang möglich waren. Bei den befragten Seniorinnen wurde dies jedoch nicht bestätigt, da die Krankheit des Ehemanns zu dieser

⁶ Künstlich hergestellter Darmausgang

Zeit im Vordergrund stand (vgl. S2, 174 ff.), der Austausch über Telefon ausreichend war (vgl. S3, 334 f.) oder zwar Kontaktabbrüche bestanden, dies aber auf einen Umzug zurückzuführen war und keine Einsamkeit hervorrief (vgl. S1, 56 f., 369). Allerdings nahmen diese drei Seniorinnen während Corona noch nicht an den Angeboten des MGH teil.

4.4 Diskussion der Relevanz für die Praxis und möglicher Konsequenzen

Angesichts der Tatsache, dass Einsamkeit ein tabuisiertes Thema in unserer Gesellschaft ist, deren persönliche Thematisierung mit großer Scham verbunden ist (vgl. Petrich 2011: 16), wird der Bedarf der Sensibilisierung der Fachkräfte und die Entwicklung weiterer Maßnahmen gesehen, um so den bestehenden Stigmatisierungen entgegenzuwirken (vgl. Huxhold, Engstler 2019: 86). Auch wenn die „überwiegende Mehrheit aller Menschen (...) auch im hohen Alter weder sozial isoliert noch einsam sein“ (Huxhold, Engstler 2019: 85) werden, ist Einsamkeit eine existenzielle Erfahrung, die starke negative Auswirkungen auf die Lebensqualität der Betroffenen haben kann.

So wurde in der Befragung deutlich, dass es Senior:innen mit großem Bedarf an Unterstützungsangeboten gibt, bei denen eine größere Wahrscheinlichkeit besteht, von Einsamkeit betroffen zu sein; insbesondere, wenn Risikofaktoren wie Verwitmung und psychische wie physische Belastungen vorliegen. Dafür braucht es umfassendere Ansätze diese zu erreichen, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass gerade vereinsamte Menschen, die Unterstützung besonders benötigen, aus eigener Kraft die Angebote aufsuchen können (vgl. Staudinger, Greve 2001: 124).

In der Befragung wurde deutlich, dass für die Deckung des Bedarfs und Schaffung weiterer Angebote, eine sichere Finanzierung notwendig ist (vgl. Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgabe 2018: 2; S2, 555 ff.; FK, 641 f.), was u. E. als Aufgabe der Politik anzusehen ist.

5 Fazit

Inhaltlich hat die Befragung ergeben, dass nicht jede:r Besucher:in des MGH zwangsläufig von Einsamkeit betroffen ist. Das MGH wird als Ort angesehen, der Begegnungen schafft und dadurch eine Unterstützung für Senior:innen darstellt, die von Einsamkeit betroffen sind und Schwierigkeiten haben, neue soziale Netzwerke aufzubauen. Es setzt da an, wo keine sozialen Netzwerke bestehen. Es hilft dabei neue Kontakte zu knüpfen und ältere Menschen aus ihrem Alleinsein herauszuholen. Durch seine spezifischen Angebote kann der Einsamkeit im Alter und dem Gefühl

mit seinen Problemen allein zu sein, ein Stück weit entgegengewirkt werden. Erkennbare Risikofaktoren für Einsamkeit bei alten Menschen sind Umstände wie Verwitmung und Gesundheitsprobleme. Ein gutes soziales Netzwerk wie z. B. enge Familienbindungen und Freundschaften stellen hingegen Schutzfaktoren dar.

Da wir das erste Mal qualitativ, noch zu einem solch sensiblen Thema forschten, ist es uns ein Anliegen, auch unserer Forschungserfahrungen zu reflektieren. Die von uns geführten PZIs stellen retrospektiv eine geeignete Übungsgrundlage für zukünftige Interviews dar: So fiel uns auf, dass wir gelegentlich im Affekt geschlossene bzw. suggestive Fragen gestellt haben, diese aber entweder schnell korrigieren konnten oder diese keine Auswirkungen auf den Redefluss oder die Aussagen zu haben schienen. In einem Interview wurde trotz vereinbartem Duzen im Vorfeld, aus Gewohnheit irgendwann gesiezt. In einem anderen Interview schien es in Anbetracht des so persönlichen Themas fast unpassend zu siezen, trotzdem ist man dabei geblieben.

Etwas herausfordernder hingegen war der Umgang mit emotionalen Themen und fragwürdigen Aussagen. Hier haben wir weitestgehend intuitiv reagiert: wenn erfordert, möglichst mitfühlend und sensibel, an anderer Stelle eher neutral und auf das Wesentliche konzentriert. Dabei haben wir versucht mit unserer Reaktion keine Wertung zu kommunizieren, um weitere Aussagen unserer Befragten nicht zu verfälschen. Weitere Gegebenheiten, denen wir uns ausgesetzt sahen, waren Unterbrechungen bzw. Zeitdruck im Interviewverlauf, dies führte zu Irritation bzw. Stress auf beiden Seiten und dazu, dass wichtige Nachfragen nicht gestellt werden konnten. Einmal mehr ist uns rückblickend bewusst geworden, dass wir als Interviewerinnen das Gespräch steuern und deshalb mit passenden Fragen durchaus auch unterbrechend eingreifen müssten.

Konsens vieler gemeinsamer Reflexionsrunden war, dass uns die Thematik dieser Forschungsarbeit alle persönlich berührt hat. Dies war direkt zu Anfang spürbar und vielleicht mit ein Grund für die schnelle Einigung auf dieses Thema. Im Wissen, um die Sensibilität des Themas Einsamkeit, war uns wichtig jeden Schritt dieser Forschung mit Bedacht zu tätigen und im Umgang mit den Seniorinnen Vertrauen zu schaffen. Die Treffen mit der Fachkraft zur Vorbereitung und als Vorstufe zu den Treffen mit den Seniorinnen waren daher umso wichtiger. Sehr wahrscheinlich wurde uns der Zugang zu den Seniorinnen nur durch eben diese Fachkraft gewährt, die für uns als Gatekeeperin fungierte. Wir stellen uns anschließend die Frage, welche Bedeutung die Ergebnisse für die Praxis haben? Auch wenn sich alle Angebote der Altenarbeit des MGH gleichermaßen an Senioren wie Seniorinnen richten, ist zu beobachten, dass diese größtenteils von Frauen besucht werden, insbesondere das Senior:innen-Treffen, an

dem zum Erhebungszeitpunkt nur Frauen teilnahmen. Warum nehmen Männer an diesem Angebot nicht teil? War dies Zufall oder entspricht dies allgemein dem Bild in MGH? Falls ja, würde daraus folgen, Angebote gezielt an Männer zu richten, denn auch sie sind im Alter von Einsamkeit betroffen. Denkbar wären hier Ansätze der Aufsuchenden Altenarbeit und Aufklärungskampagnen, um Vorurteilen entgegenzuwirken und Stigmatisierung vorzubeugen. Um diese Maßnahmen adäquat umsetzen zu können, ist auch in diesem Bereich mehr Finanzierung notwendig, da momentan ein erhöhter Bedarf an niedrigschwelligen Angeboten gesehen wird.

Schließlich bleiben uns noch zwei Anregungen, die wir geben möchten:

- Die Frage, welchen Stellenwert Schutzfaktoren wie Resilienz und Selbstwirksamkeit bei der Nicht-Entstehung von Einsamkeit haben, könnte wichtig sein und weiter beleuchtet werden.
- Zuletzt wären weitere Forschungen zum Thema Einsamkeit bei Männern, zunächst jeden Alters von großem Interesse. Einige Studien belegen bereits geringe Unterschiede im Empfinden von Einsamkeit bei Frauen und Männern, dennoch werden Männer in der Regel von Angeboten erst dann angesprochen, wenn sie spezifisch an sie gerichtet sind.

Literatur

Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgabe (BAFzA) (2018). Online-Befragung der Mehrgenerationenhäuser zu Maßnahmen und Angeboten für einsame bzw. sozial isolierte Menschen. URL: https://www.mehrgenerationenhaeuser.de/fileadmin/Daten/05_Fachinformationen/Befragungsergebnisse__Downloads/Zusammenfassung_Befragungsergebnisse_Einsamkeit_web.pdf [Abgerufen am 16.2.24]

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2020): Achter Altersbericht. Ältere Menschen und Digitalisierung. Rostock: Publikationsversand der Bundesregierung. URL: <https://www.achter-altersbericht.de/> [Abgerufen am 1.3.24]

Dulgeridis, Marcel; Könen, Beatrice (2025): Selbstwirksamkeit und Resilienz als Schutzfaktoren: Präventive Perspektiven auf mentale Gesundheit im Erwachsenenalter. In: IU Discussion Papers - Human Resources, H. 4., Erfurt: IU Internationale Hochschule. URL: <https://doi.org/10.56250/4059> [Abgerufen am 11.10.2025]

Faßbinder, Eva; Klein, Jan Phillip; Sipos, Valerija; Schweiger, Ulrich (2015): Therapie-Tools Depression. Weinheim: Beltz Juventa

Fuß, Susanne; Karbach, Ute (2014): Grundlagen der Transkription. Eine praktische Einführung. Opladen: Barbara Budrich

Generali Deutschland AG (Hrsg.) (2017): Generali Altersstudie 2017. Wie ältere Menschen in Deutschland denken und leben. Berlin: Springer Fachmedien

Die Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration (o. J.): Bundesprogramm Mehrgenerationenhaus. Miteinander - Füreinander. URL: <https://www.soziales.bremen.de/jugend-familie/familienfoerderung-und-familienpolitik/mehrgenerationenhaeuser-101772> [Abgerufen am 5.3.24]

Helferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: Springer VS

Hillmann, Karl-Heinz (1994): Wörterbuch der Soziologie, 4. Aufl., Stuttgart

Huxhold, Oliver; Engstler, Heribert (2019): Soziale Isolation und Einsamkeit bei Frauen und Männern im Verlauf der zweiten Lebenshälfte. In:

Vogel, Claudia; Wettstein, Markus; Tesch-Römer, Clemens (Hrsg.): Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Älterwerden im sozialen Wandel (S. 71-89). Wiesbaden: Springer VS

Luhmann, Maïke (2022): Definition und Formen der Einsamkeit. KNE Expertise 1/2022. URL: <https://kompetenznetz-einsamkeit.de/publikationen/kne-expertisen> [Abgerufen am 21.2.24]

Ornig, Nikola; Suchowitz, Isabelle; Valtin, Anne; Kraft, Carina (2021): Evaluation im Bundesprogramm Mehrgenerationenhaus. Abschlussbericht. URL: https://www.mehrgenerationenhaeuser.de/fileadmin/Daten/01_Aktuelles/InterVal_2021_Evaluation_Bundesprogramm_Mehrgenerationenhaus_Abschlussbericht_BF.pdf [Abgerufen am 16.6.25]

Perlman, Daniel; Peplau, Letitia Anne (1981): Toward a Social Psychology of Loneliness. In: Duck, Steve; Gilmour, Robin; (Hrsg.): Personal Relationships: 3. Relationships in Disorder (S. 31-56). London: Academic Press

Petrich, Dorothea (2011): Einsamkeit im Alter. Notwendigkeit und (ungenutzte) Möglichkeiten Sozialer Arbeit mit allein lebenden alten Menschen in unserer Gesellschaft. In: Jenaer Schriften zur Sozialwissenschaft, 4. Jg., Band Nr. 6, S. 1-93

Staudinger, Ursula Mo; Greve, Werner (2001): Resilienz im Alter. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.): Personale, gesundheitliche und Umweltressourcen im Alter. Expertisen zum Dritten Altenbericht der Bundesregierung - Band 1 (S. 95-144). Wiesbaden: Springer Fachmedien. URL: https://doi.org/10.1007/978-3-663-11019-4_4 [Abgerufen am 26.2.24]

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview [25 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1. Jg., H. 1, URL: <https://doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>

Witzel, Andreas; Reiter, Herwig (2022): Das problemzentrierte Interview – eine praxisorientierte Einführung. Weinheim: Beltz Juventa

Zander, Margherita; Roemer, Martin (2016): Resilienz im Kontext von Sozialer Arbeit: Das Geheimnis der menschlichen Seele lüften? In: Wink, Rüdiger (Hrsg.): Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung (S. 47-72). Wiesbaden: Springer Fachmedien

Interviewleitfaden für Fachkraft

Leitfrage (Erzählaufforderung)	Check – Wurde das erwähnt?	Einzelne, konkrete Fragen	Aufrechterhaltungs- und Steuerungsfragen
Angebote: Sie machen Begegnungsangebote im MGH, können Sie mir Ihre Arbeit (welche Angebote) erläutern...?	- Begegnungsangebote - Welche Ziele haben die Angebote? - Zielgruppe -> Wer? - Input von Fachkräften oder eigene Gruppendynamik (Selbstläufer?)	- Warum und mit welchen Zielen werden bestimmte Angebote gemacht? - Wie wurden die Angebote für Senior*innen konzipiert und welche Themen sollten dadurch angesprochen werden? - Angebote im Internet eher diskret gehalten -> Grund?	Sie haben was dazu erzählt, können Sie noch näher darauf eingehen...
Gruppe der Teilnehmenden: Erzählen Sie mir doch, wer an den Angeboten tatsächlich teilnimmt...? (Entgegen der ursprünglichen Zielgruppe)	- Gründe für die Teilnahme - Lebenssituationen differenzieren -> wird das aufgegriffen? - Wie haben die Menschen davon erfahren? - Wie werden sie erreicht? - Verbreitung von Einsamkeit (erst nachfragen, wenn eigenständig von Situationen erzählt wird)	- Wer nimmt an den Angeboten teil und wie erfahren sie davon? - Gründe, warum die Leute das Angebot wahrnehmen und ob Einsamkeit dabei eine Rolle spielt - Können Sie ein paar Beispiele für die verschiedenen Lebenssituationen der Teilnehmenden erläutern, die diese zur Wahrnehmung des Angebots bewegen? - Frischrentner nicht teil der Angebote – dafür in anderen Angeboten?	Gibt es darüber hinaus noch andere Gründe? - Einsamkeit? - Evtl. Gründe erfragen, die zu Einsamkeit führen - Nachfragen zu Veränderungen im Leben: Tod, Rente, Familie weg - Singularisierung - Dadurch größere Rolle von Einsamkeit - Grund Angebote wahrzunehmen?
Corona-Beschränkungen: Corona hat viele Bereiche stark beeinflusst und auch beeinträchtigt, wie sind Sie vor Ort mit dieser Situation im Hinblick auf Ihre Angebote umgegangen...?	- Schließung? - Alternative Maßnahmen (aufsuchen/telefonieren) - Reaktionen der Teilnehmenden	- Veränderung der Lebenssituation durch Corona - Höheres Aufkommen von Einsamkeit? - Dadurch mehr Teilnehmer*innen?	
Gedanken über Auswirkungen: Sie haben erzählt, dass Menschen teilnehmen, weil... Können Sie näher ausführen, in welcher Weise diese Menschen aus ihrer Einsamkeit herauskommen?	- Netzwerkhilfen (Familie, Freunde, Nachbarn, etc....) - Treffen außerhalb des MGH-Rahmens	- Sind Auswirkungen der Angebote auf die Senior*innen sichtbar und wenn ja, welche? - Welche Rolle spielt das MGH in Bezug auf den Beziehungsaufbau unter den Senior*innen (z.B. durch Angebote)?	- Depression/Suizid
Ergänzende Nachfragen:	Barrieren/Grenzen/Hürden in der Begegnung oder Unterstützung der Senior*innen	- Wir würden Sie gerne nach einer kurzen Einschätzung darüber fragen, ob manche Themen zu schwer oder zu sensibel sind. Gerade in Bezug auf Einsamkeit, sodass mit einer besonderen Sensibilität im Interview vorgegangen werden kann -> Lebensrealitäten der Senior*innen	

Interviewleitfaden für Senior:innen

Leitfrage (Erzählaufforderung)	Check – Wurde das erwähnt?	Einzelne, konkrete Fragen	Aufrechterhaltungs- und Steuerungsfragen
Erzählen Sie mir doch bitte, wie es dazu gekommen ist, dass Sie aktuell die Angebote des MGH wahrnehmen?	- Lebenssituation vor der Nutzung - Familie, Partner*in, Freunde, Nachbarschaft - Seit wann?	- Wie sah Ihr Leben vorher aus? - Wie sind Sie auf die Angebote aufmerksam geworden? - Welche Angebote nehmen Sie wahr?	Sie haben ... erwähnt. Könnten Sie, dass noch etwas genauer erläutern?
Können Sie mir bitte erzählen, wie Ihr Alltag derzeit aussieht?	- Wie sieht ein Tag aus? - Wie viele Termine in der Woche? - Wie viele soziale Kontakte in der Woche?	- Welche Hürden haben Sie im Alltag zu bewältigen? - Wo würden Sie sich Unterstützung wünschen? - Hat sich durch Ihren Besuch im MGH ihr Alltag verändert? Wenn ja, inwiefern?	
Wie haben sich Ihre sozialen Kontakte und Beziehungen durch die Angebote des MGH verändert?	- Einsamkeit - Corona - Familie - Freunde - Partner*in - Nachbarschaft - Rente - Netzwerk	- Wenn Sie an das Thema Einsamkeit im Alter denken, können Sie mir erzählen, inwieweit Sie davon betroffen sind? - Können Sie uns erzählen durch welche Angebote das MGH der Einsamkeit bei älteren Menschen entgegenwirkt?	Sie haben geäußert, dass Einsamkeit eine Rolle in Ihrem Leben spielt, können Sie mir schildern, wie sich diese bemerkbar macht?
Informationsfragen:	- Alter? - Geschlecht? - Seit wann im MGH? - Wohnsituation?		

Digitalisierung im Alter. Zur Vermittlung von Teilhabe älterer Menschen durch Digitalisierung

Pascal Kirschstein, Stefan Leers, Beritan Tunc und Matthias Vorwerk



Pascal Kirschstein, Stefan Leers, Beritan Tunc und Matthias Vorwerk waren zum Zeitpunkt des Entstehens dieses Beitrags Studierende des Studiengangs Soziale Arbeit, B.A. bzw. Soziale Arbeit Dual, B.A. An dieser qualitativen Forschungsarbeit haben sie gemeinschaftlich und gleichwertig im Rahmen des Moduls Empirische Sozialforschung II mitgewirkt und waren am Zustandekommen dieses Beitrags beteiligt. Kontakt: pkirschstein@stud.hs-bremen.de
mvorwerk@stud.hs-bremen.de



1 Einleitung

Die Entwicklung von Umgangskompetenzen älterer Menschen im sich stetig weiterentwickelnden Bereich der Digitalisierung stelle Senior*innen vor Herausforderungen, die sich durch Überforderung und Unsicherheit im Umgang mit digitalen Anwendungen widerspiegeln. Das Interesse älterer Menschen an der Verwendung digitaler Inhalte kollidiert jedoch mit der, im Gegensatz zu jüngeren Generationen, nicht alltäglich gewordenen Anwendung. Dies führe aufgrund des fehlenden Wissens bei der Anwendung zu einer erschwerten Teilhabemöglichkeit am (digitalen) sozialen Leben.

Diese Aussagen nehmen wir aus unserem sozialen Umfeld wie auch aus gesellschaftlichen Debatten wahr.

Laut dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2020) beeinflusst der voranschreitende Digitalisierungsprozess bereits heute alle gesellschaftlichen Lebensbereiche. Daher ist es erforderlich, Diskurse und theoretische Ansätze zur Auseinandersetzung mit Digitalisierung nicht länger in Bezug auf die Reduzierung des Umgangs zu führen, sondern den Fokus hierbei auf ihre Relevanz für die Lebenswelt der Menschen zu verschieben (vgl. BMFSJ 2020: 9ff). Denn die Verbesserung der Lebensqualität durch Digitalisierung ist von sicheren Umgangskompetenzen der Nutzer*innen digitaler Endgeräte abhängig. Ist diese Sicherheit bei der Anwendung vorhanden, eröffnet dies, auch bei bestehenden kör-

perlichen Einschränkungen, neue gesellschaftliche Teilhabemöglichkeiten, etwa durch die schnellere soziale Vernetzung oder den vereinfachten Zugang zu Informationen (vgl. Suden 2020: 268 ff.).

Weiterhin verweist das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2020) auf die Notwendigkeit, digitale Freizeit- und Bildungsangebote auch auf die Bedürfnisse der älteren Generationen auszurichten, die im Gegensatz zu jüngeren nicht mit der digitalen Entwicklung aufgewachsen sind und erst heute mit ihr konfrontiert werden. Deshalb müssten bei der Entwicklung bedarfsorientierter Angebote zukünftig auch ältere Menschen miteinbezogen werden (vgl. BMFSJ 2020: 58 ff.). Dies könne dann zum Abbau der ggf. bei älteren Menschen vorhandenen Skepsis gegenüber Digitalisierung beitragen und Hemmnisse bei der Auseinandersetzung sowie dem Umgang mit ihr aufgrund von Unsicherheit beseitigen (vgl. ebd.: 20 ff.).

Vor diesem Hintergrund lag das Interesse der vorliegenden Forschungsarbeit darin, einen Zusammenhang zwischen der Vermittlung von Digitalisierung und den Teilhabemöglichkeiten älterer Menschen herzustellen. Das Ziel ist es zu analysieren, wie sich Digitalisierung in der Lebenswelt älterer Menschen darstellt, welche Aspekte der Digitalisierung sich positiv oder negativ auf den Umgang mit ihr auswirken und welche Chancen sowie Herausforderungen daraus für Senior*innen entstehen können.

Um diesen Fragen nachzugehen, wurden qualitative Interviews in Bremen zum einen mit Senior*innen selbst und zum anderen mit professionellen Expert*innen für die Vermittlung von Digitalisierungskompetenzen an Senior*innen geführt.

Bevor das methodische Vorgehen näher behandelt wird (Kap. 3), wird auf zentrale Studien und Berichte zum Thema digitale Teilhabe im Alter eingegangen (Kap. 2). Die Ergebnisse der eigenen Untersuchung werden entlang der beiden untersuchten Perspektiven – Senior*innen und Expert*innen – dargestellt und interpretiert (Kap. 4). Abschließend fasst Kapitel 5 die wichtigsten Ergebnisse der Forschungsarbeit in einem Fazit zusammen, ordnet sie ein und gibt einen Ausblick für zukünftige Forschungen.

2 Hintergrund

Suden (2020) thematisiert die digitale Teilhabe im Alter und benennt die beiden Prozesse, demografischer und technologischer Wandel, als größte gesellschaftliche Herausforderungen. Wie die Autorin erläutert, schreitet die Digitalisierung rasch voran und stellt für viele Menschen unabhängig vom Alter in zahlreichen Bereichen des täglichen Lebens eine Herausforderung dar. Dabei zeigen sich die Herausforderungen für die Menschen in unterschiedlichen Ausmaßen und Qualitäten abhängig u.a. von Merkmalen wie sozioökonomische Position, kognitive und physische Disposition sowie subjektive Deutung von Aneignungsmöglichkeiten technologischer Neuerungen. In Bezug auf den demografischen Wandel konstatiert die Autorin, ein wachsendes Interesse an der Gruppe der Senior*innen als Nutzer*innen neuer Technologien. Ältere Menschen werden somit zu einer wachsenden Konsumentengruppe für die Marktwirtschaft, was sich z.B. in auf sie zugeschnittenen Technologien zeigt (vgl. Suden 2020: 268 f.). Wie bereits erwähnt, sind jedoch soziale Ungleichheiten im Hinblick auf die Zugangsmöglichkeiten zur digitalen Welt festzustellen, so auch bei Senior*innen. Beispielsweise haben 81% der Menschen über 60 Jahre, die keinen Zugang zu digitalen Medien besitzen, einen einfachen formalen Bildungsgrad (vgl. ebd., S. 269).

Jokisch (2021) betrachtet die Digitalisierung in ihrer individuellen Bedeutung für die älteren Menschen. Entwicklungspsychologisch kann so laut Jokisch der Umgang mit Technologien im Alter durchaus als Wachstum und in Hinblick auf die Abnahme von physischen und psychischen Ressourcen mit steigendem Alter als verlustvermeidender Ausgleich angesehen werden. Als Beispiele werden die Bedienung von Navigation oder der Einkauf im Internet als

kompensatorische Möglichkeiten für sonst drohende Verluste im Handlungsspielraum genannt. In diesem Zusammenhang stehen die Möglichkeiten in der digitalisierten Welt auch dafür, gesellschaftlich partizipieren zu können. Dabei ist jedoch die Erlangung bzw. das Vorhandensein von entsprechenden Fähigkeiten vorausgesetzt, um nicht umgekehrt abschreckend zu wirken und nicht den Verzicht auf die Nutzung digitaler Angebote zu veranlassen (vgl. Jokisch 2021: 32f). Auch Suden greift diese Thematik auf und ergänzt sie um das entstehende Gefühl von Autonomieverlust und einer rein defizitären Alterszuschreibung, wenn neue Technologien nicht oder nicht mehr bedient werden können (vgl. Suden 2020: 270).

Auch die Bundesregierung hat den großen Einfluss technischer Entwicklungen auf die Lebenswelt von älteren Menschen erkannt (vgl. BMFSFJ 2020: 10 ff.).¹ Mit dem „Achten Altersbericht“ vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2020) griff sie die Themen Digitalisierung und Alter explizit auf. Die damalige Bundesregierung sah in diesem Zusammenhang ihren Auftrag und die Erwartung, dass mit der Digitalisierung das Alltagsleben älterer Bürger*innen verbessert werden könne. Gleichzeitig war sie sich der bestehenden Unterschiede von Zugang, Nutzung und Wirkung digitaler Inhalte bewusst (vgl. BMFSFJ 2020: 4 f.) und legte daher einen besonderen Fokus auf die unterschiedlichen Lebenslagen älterer Menschen.

Der Bericht formuliert klar die Chancen auf mehr Teilhabe, Lebensqualität und Sicherheit für diesen Personenkreis, wenn bestimmte Zugänge und Angebote bestehen würden. Unter diesem Aspekt wird der große Bedarf gesehen, ältere Menschen bei der Nutzung durch *zielgruppengerechte Gestaltung* zu unterstützen und ihnen damit die Chancen der Digitalisierung zu eröffnen (vgl. BMFSFJ 2020: 6). Der Bericht macht ebenso die notwendige Berücksichtigung der *Befürchtungen und Unsicherheiten* älterer Menschen vor Datenmissbrauch und die Hemmung, digitale Technologie zu nutzen, deutlich. Hier hat es sich die Bundesregierung zur Aufgabe gemacht, das Bewusstsein von Nutzer*innen zur Cyberkriminalität zu schärfen und Lösungskompetenzen zu vermitteln. Dies sollte mittels einer altersunabhängigen digitalen *Sensibilisierungs- und Informationskampagne* umgesetzt werden, um einen besonderen Fokus auf die Verletzlichkeit und Schutzbedürftigkeit im höheren Alter zu legen sowie ein Empowerment der digitalen Umgangskompetenzen älterer Menschen zu schaffen (vgl. BMFSFJ 2020: 10f f.). Des Weiteren kamen die Bundesregierung wie auch die Sachverständigenkommission des Altersberichts zu der Überzeugung, ältere

1 Auch die digitale Kluft zu jüngeren Altersgruppen verringert sich zunehmend und rasant, wie die Entwicklung in Bezug auf den Internetzugang seit 2002 zeigt: „So hat sich in den Altersgruppen von 67–72 Jahren sowie

73–78 Jahren der Anteil von Personen mit Internetanschluss seit 2002 etwa verzehnfacht und ist in der Altersgruppe von 79–84 Jahren sogar ungefähr auf das Dreißigfache angestiegen.“ (Huxhold/Otte 2019: 7)

Menschen verstärkt an den Entwicklungsprozessen der Digitalisierung beteiligen zu müssen; und nicht (länger) als vermeintliche „Opfer“, sondern als Mitgestalter*innen von Digitalisierung zu sehen (vgl. ebd.: 58). Denn laut den Erkenntnissen der Altersforschung kann die Lernfähigkeit älterer Menschen durch dauerhaftes Training erhalten bleiben (vgl. Lindenberger/Staudinger 2012: 296 f.). Auf dieser Grundlage empfiehlt die Kommission, dass Senior*innen durch *niedrigschwellige und attraktive Angebote* gefördert werden sollen, damit sie eine hohe digitale Souveränität erreichen können (vgl. BMFSFJ 2020: 58).

Laut Kubicek (2021) wurde von April bis Mai 2021 mithilfe des Statistischen Landesamtes eine Bevölkerungsumfrage bei Personen ab 60 Jahren in Bremen und Bremerhaven durchgeführt. Denn auch der Bremer Senat sieht die Gefahr der eingeschränkten sozialen Teilhabe durch Digitalisierung in allen Lebensbereichen älterer Menschen. Die Ergebnisse dieses Berichts zeigen, dass die Hälfte der Frauen und Männer in der Altersgruppe von 70 bis 75 Jahren noch nie das Internet genutzt hat. Weiter ist dem Bericht der Einfluss von sozioökonomischen Faktoren wie Alter, Bildung, etc. zu entnehmen, durch die die Zugangsmöglichkeiten zum Internet beeinflusst werden. Um dieser Problematik gegenzusteuern, wurden in der Koalitionsvereinbarung 2019 Maßnahmen angekündigt, um die Situation zu verbessern. Zentral dabei sind niedrigschwellige Angebote zur Wissensvermittlung in einer vertrauten Umgebung, die in Bremen und Bremerhaven bereits vielfältig vorhanden waren und sich 2020 zum „Netzwerk Digitalambulanzen“ zusammengeschlossen haben. Ziel dieses Zusammenschlusses ist es u.a., bestehende Angebote bedarfsorientierter zu gestalten und bisher nicht erreichte Gruppen zu unterstützen (vgl. Kubicek 2021: 9). Hieran orientierte sich ebenfalls die Empfehlung eines Ausbaus derzeitiger Angebote des „Netzwerks Digitalambulanzen“, nämlich diese hinsichtlich der Unterstützungsformate und inhaltlichen Schwerpunkte zu erweitern. Dies folgte der Erkenntnis der stetig benötigten Unterstützung für Nutzer*innen digitaler Anwendungen über 60 Jahre, um digitale Teilhabe zu erreichen, die durch ein befristetes Bildungsprogramm nicht gewährleistet ist (vgl. ebd.: 12 f.).

Zusammenfassend wird deutlich, dass der Digitalisierung für die gesellschaftliche Teilhabe älterer Menschen eine hohe Bedeutung zugeschrieben wird. Jedoch zeigt sich, dass der Umgang älterer Menschen mit digitalen Technologien keine Selbstverständlichkeit darstellt. Notwendig erscheint eine differenzierte Auseinandersetzung, um sich zukünftig bei der – ebenfalls notwendig niedrigschwelligen – Vermittlung von Kompetenzen für digitale Teilhabe an den Bedürfnissen der älteren Bürger*innen zu orientieren. Dafür sind zunächst Antworten auf folgende Fragen zentral: *Wie stellen sich Digitalisierungsprozesse tatsächlich im Alltag älterer Menschen dar? Wie gehen ältere Menschen mit diesen um und wie blicken sie auf sie?*

Wie sollte schließlich eine entsprechende bzw. die ange-mahnte niedrigschwellige Kompetenzvermittlung gestaltet werden?

3 Methodisches Vorgehen

Um den dargestellten Fragen nachzugehen, erschienen Senior*innen zwischen 60 und 80 Jahren, die sich bereits mit Digitalisierung auseinandersetzen, und Expert*innen in der Wissensvermittlung als geeignete Zielgruppen. Als typische Orte der niedrigschwelligen Wissensvermittlung fokussierte sich der Kontakt vorrangig auf Begegnungszentren, die älteren Menschen digitale Inhalte vermitteln. Bei der Recherche nach potentiellen Begegnungszentren wiesen viele Einrichtungen veraltete oder gar keine Websites auf, sodass eine zeitgemäße Onlinepräsenz, neben den Vermittlungsangeboten, ein wesentliches Auswahlkriterium für die Auswahl war.

Die Kontaktaufnahme erfolgte zunächst zu den Expert*innen und per Mail sowie individueller Interviewanschreiben. Der Zugang zu den Senior*innen sollte vermittelt über die Expert*innen als „Gate-Keeper“ zu „ihren“ Teilnehmer*innen in den Begegnungszentren erschlossen werden. Dies gelang zunächst mit einer Einrichtung. Allerdings widerriefen die vorgesehenen Teilnehmer*innen aufgrund eines Kommunikationsfehlers einen bereits zugesagten Interviewtermin. Die Rückmeldung zeigte auf, dass die vorbereiteten Fragen zu sehr in die Privatsphäre der Menschen eindringen und die umfangreiche Datenschutzerklärung für Unsicherheit sorgte. Auf die Absage wurde von unserer Seite mit Verständnis reagiert und die erlebte Situation zur Reflexion für ein sensibleres Vorgehen in der Kommunikation genutzt.

Daraufhin wurden die Leitfäden angepasst und weitere Einrichtungen kontaktiert, sodass zwei Expert*innen aus verschiedenen Einrichtungen und zwei Senior*innen aus dem entfernteren Bekanntenkreis für die Interviews gewonnen werden konnten, auf die sich unsere Forschungsergebnisse beziehen. Im Vorfeld fand aufgrund der vorstehend beschriebenen Erfahrungen eine sensible Information über den Interviewverlauf, die zu erhebenden Daten sowie den dazugehörigen Datenschutz und die dazugehörige Einwilligung statt.

Das realisierte Sample unterteilt sich in zwei Expert*innen und zwei Senior*innen. Expert*in 01 koordiniert eine einrichtungsübergreifende Initiative zur Förderung von Digitalisierung im Alter und verfügt somit über tieferes Fachwissen. Expert*in 02 ist keine Expert*in im professionellen Sinne (etwa vermittelt über eine Ausbildung oder ein Studium). Sie ist selbst im Senior*innenalter, verfügt dadurch auch über Erfahrungswissen zur Lebenswirklichkeit älterer Menschen. Expert*in ist sie insofern, dass sie (einfache) Kompetenzen an Senior*innen aus eigenem

Antrieb und Interesse an dem Thema Digitalisierung vermittelt. Von den befragten Senior*innen verfügt nur Senior*in 02 über fortgeschrittene Kenntnisse im Bereich der Digitalisierung. Die Interviewten waren zwischen 55 und 79 Jahren alt, drei Personen waren männlich und eine weiblich.

Für die vorliegende Datenerhebung wurde das leitfadengestützte, sog. „Problemzentrierte Interview“ nach Witzel verwendet, das weitgehend an das theoriegenerierende Verfahren der „Grounded Theory“ angelehnt ist (vgl. Witzel 2000: 2). Für die Erstellung des Interviewleitfadens orientierte sich diese Arbeit am SPSS-Prinzip von Cornelia Helfferich (vgl. Helfferich 2011: 182 ff.). Die Leitlinie zur Formulierung und Kategorisierung von Fragestellungen liegt ebenfalls Helfferich zugrunde. Hier liegt der Fokus auf möglichst offene und flexible Frageformen sowie der Vermeidung von geschlossenen und suggestiven Fragen, um den interviewten Personen ein möglichst freies Sprechen zu ermöglichen (vgl. ebd.: 102 ff.).

Auf Grundlage der vorherigen Recherchen und Vorannahmen wurden die Interviewthemen zentral kategorisiert und für die Interviewdurchführung strukturiert, sodass insgesamt drei Leitthemen entstanden: I. Digitalisierung im Alltag älterer Menschen, II. Aneignung von Wissen im Umgang mit Digitalisierung und III. Sichtweise älterer Menschen zur Digitalisierung. Leitthema I untersuchte den Umgang und die Bedeutung von Digitalisierung bei der Nutzung im Alltag älterer Menschen. Leitthema II fokussierte auf den Kompetenzerwerb zum Umgang mit Digitalisierung sowie dessen Motivation und Herausforderungen. Und Leitthema III untersuchte anschließend die wahrgenommenen Chancen und Herausforderungen von Digitalisierung.

Die Interviews wurden im Zeitraum vom 19.01.2021 bis 13.02.2024 durchgeführt. Sie dauerten zwischen 25 und 53 Minuten. Drei Interviews fanden in den Privatwohnungen der Interviewpartner*innen statt und ein Expert*inneninterview in einer Begegnungsstätte für Senior*innen. Zudem fand im Vorfeld ein Probeinterview mit einer bekannten Senior*in statt. Dies half, ein Gefühl für eine sensiblere Sprache zu erzeugen. Im Anschluss an die Interviews wurden Postskripte (vgl. Witzel 2000) erstellt, die neben Zeit, Dauer, Ort, etc. auch besondere Vorkommnisse, Vor- und Nachgespräche und Verhalten der Interviewpartner*innen erfassten.

Alle Interviews wurden von den einzelnen Teammitgliedern mit den jeweiligen Interviewpartner*innen durchgeführt, in Audio aufgezeichnet, anschließend transkribiert sowie anonymisiert. Im Anschluss folgte eine Transkription der Aufnahmen nach einem „einfachen“ Transkriptionsmodell, welches z.B. eine sprachliche Glättung, aber

zugleich die Sichtbarmachung wichtiger nonverbaler Kommunikation vorsah (vgl. Dresing/Pehl 2015: 20 ff.).

Die Auswertung der Interviewtranskripte folgte dem Auswertungsschema nach Witzel und Reiter (2022). Hierzu fand eine schrittweise Rekonstruktion der einzelnen Interviews statt, indem das Gesagte Zeile für Zeile analysiert und codiert wurde (vgl. Witzel/Reiter 2022: 190 ff.). Die Codierung der einzelnen Interviewsequenzen erfolgte mithilfe der angefertigten Interviewleitfäden, um deren Aussagen thematisch zu gliedern und die wesentlichen Inhalte zu erfassen. Im nächsten Schritt wurden die codierten Textpassagen nach Themenschwerpunkten zusammengefasst und Interpretationsideen eingearbeitet, um mit der Falldarstellung eine Grundlage für den Fallvergleich zu erhalten (vgl. ebd.: 192 ff.).

Diese Falldarstellung wurde für jedes Interview erstellt, um – mit diesem Schritt der vertikalen Analyse – die zentralen fallspezifischen Aussagen herauszuarbeiten und zugleich eine Grundlage für die folgende horizontale Analyse zu haben. Der letzte Schritt folgte mit dem kontrastierenden Fallvergleich der einzelnen Falldarstellungen, um dabei fallübergreifende zentrale Themen zu gewinnen (vgl. ebd.: 195 ff.). Hierbei wurden – nunmehr mit dieser sog. horizontalen Analyseperspektive – Zunächst Fallvergleiche jeweils zu den Darstellungen der Expert*innen und zu denen der Senior*innen durchgeführt und die fallübergreifenden zentralen Themen herausgearbeitet. Im Anschluss wurde dieser Schritt für den Vergleich der Inhalte von Expert*innen und Senior*innen wiederholt, um auch hier thematische Überschneidungen und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten.

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt entlang der Fallgruppen und der drei oben erläuterten Leitthemen

4 Ergebnisdarstellung und -interpretation

Nachdem im vorherigen Kapitel das methodische Vorgehen und die Ergebnisgrundlage dargestellt wurden, stellt dieses Kapitel die Ergebnisse der jeweiligen Falldarstellungen von Expert*innen und Senior*innen dar. Zur Anonymisierung fand eine Durchnummerierung der Expert*innen und Senior*innen statt. Die Quellenangaben berufen sich auf die jeweiligen Interviewtranskripte der interviewten Person. Die Zahl nach dem Doppelpunkt gibt die Zeilennummer der ersten Zeile der zitierten Textpassage an.

4.1 Die Perspektive der Expert*innen

4.1.1 Digitalisierung im Alltag älterer Menschen

Im Umgang mit Digitalisierung im Alltag älterer Menschen heben beide Expert*innen den Vorteil der vereinfachten *Kommunikation* über Smartphones hervor. „Das Medium zu nutzen, um zu kommunizieren, ist schon wirklich ein herausragendes Beispiel dafür, warum sie es eigentlich nutzen“ (Expert*in 01: 270). In Folge der Covid-19-Pandemie hat die Bedeutung von Digitalisierung für ältere Menschen aufgrund der schnellen Kommunikationsmöglichkeiten rapide zugenommen (vgl. Expert*in 01: 22). Hierbei hebt Expert*in 01 aber hervor, dass dies eher auf die Generation 60 plus zutreffe und die Hochaltrigen, 85 Jahre und älter, der Digitalisierung durch ihr hohes Alter geringere Priorität zuschreiben würden (vgl. ebd.: 130). Auch für Expert*in 02 ist die Kommunikation ausschlaggebender Punkt für die stärkere Inanspruchnahme und zeigt die verbesserte Lebensqualität durch den leichteren Kontakt zu Freund*innen und Verwandten auf (vgl. Expert*in 02: 9).

Auch allgemein steht v.a. die alltagsgebräuchliche Funktion im Fokus der Nutzungsentscheidungen älterer Menschen, so die Expert*innen. Denn die Auseinandersetzung mit Digitalisierung und deren Einsatz hängt von ihrer *Eignung als Alltagshilfe* ab, wie Expert*in 01 am Beispiel von künstlicher Intelligenz schildert, die in Gestalt von Staubsauger-Robotern das Interesse auch älterer Menschen weckt (vgl. Expert*in 01: 89). Als weitere positive Beispiele werden etwa die Dienlichkeit zur Informationsbeschaffung oder im Einsatz von Navigationsgeräten genannt (vgl. Expert*in 02: 43).

Differenzierungen zeigen sich jedoch bei den Themen *Onlinebanking und digitale Behördengänge*. Hier bezieht Expert*in 02 diese in ihre dargestellten Alltagsanwendungen mit ein (vgl. Expert*in 02: 272). Expert*in 01 äußert jedoch, „wo Sie tatsächlich ein bisschen sehr skeptisch sind, ist das Thema Onlinebanking-Geschichten. Und alles was Online-Verwaltung angeht“ (Expert*in 01: 95); und sieht Optimierungsbedarf, die Anwendung zu erleichtern (vgl. ebd.: 108). Skepsis von älteren Menschen wird hingegen von beiden Betrachtenden bei der Überforderung im Umgang und der Sorge um die Datensicherheit wahrgenommen (vgl. ebd.: 336; vgl. Expert*in 02: 105). Diese bewirke jedoch im Umkehrschluss einen bedachteren Umgang bei der Anwendung (vgl. Expert*in 01: 342).

4.1.2 Kompetenzerwerb für den Umgang mit Digitalisierung

Die zunehmende Bedeutung von Digitalisierung im Leben älterer Menschen, die aus der medialen Präsenz von Haushaltshilfen und Kommunikationsmedien resultiert, weckt ein Interesse, den Umgang damit zu erlernen (vgl. Expert*in 01: 195). Ein *erster Zugang* erfolgt häufig durch ein geschenktes digitales Endgerät von Verwandten (vgl. Expert*in 02: 4). Durch die Wahrnehmung der Vorteile der Kommunikation und der daraus entstehenden Möglichkeiten zum stetigen Austausch mit Familienmitgliedern beginnen Senior*innen, sich dann mit der Funktionsweise von Smartphones sowie Tablets zu beschäftigen (vgl. Expert*in 01: 24). „Also das ist dann dieser Gedanke, jetzt muss ich ja mal. Der sich aber in den meisten Fällen dann auch schnell verwandelt. Jetzt will ich das lernen und dann kann man direkt auch merken, dass da so eine Veränderung stattfindet“ (Expert*in 02: 151). „Ältere Menschen sind ja nicht per se, nur weil sie älter sind, nicht mehr wissbegierig oder neugierig“ (Expert*in 01: 189).

Als elementar für die Motivation zum *Einstieg in Bildungsangebote zur Digitalisierung* wird die Mund-zu-Mund-Propaganda dargestellt, die im interpersonellen Austausch mit sozialen Kontakten oder anderen Gruppen bzw. Aushängen in Begegnungszentren stattfindet und zur Auseinandersetzung anregt (vgl. Expert*in 02: 173).

Für das *Erlangen von Umgangskompetenzen* ist die Arbeit in kleinen Gruppen erforderlich, die sich am Bedarf der Teilnehmenden orientiert. Um dies zu erreichen, erfolgt die Betreuung persönlich durch die Gruppenleitung sowie schrittweise in der Gruppe, sodass alle Beteiligten folgen können (vgl. Expert*in 01: 204). Dies wird, laut Expert*in 02, dadurch ergänzt, dass versucht wird, ein Gefühl der Leichtigkeit zu erzeugen und v.a. die Inhalte immer wieder zu wiederholen: „Also gut. Erst mal ganz viel Humor. Ganz viel Wiederholung. Sehr, sehr viel Wiederholung. Extrem viel Wiederholung“ (Expert*in 02: 183).

Neben den nötigen didaktischen Fähigkeiten habe die Erfahrung gezeigt, dass es notwendig ist, die Kurse von Personen leiten zu lassen, die selbst in der Lebenswelt der älteren Menschen unterwegs sind, um sich in diese hineinversetzen und Verständnis für die Situation aufbringen zu können (vgl. Expert*in 01: 212). „Also wenn man solche Angebote macht. Also das reine fachliche Wissen reicht da ABSOLUT nicht aus“ (Expert*in 02: 471). Zudem schafft das Wissen, nicht allein vor dem Problem zu stehen, Verbundenheit. Große Erfolgsmomente stellen sich ein, wenn Teilnehmende merken, dass sie Fortschritte machen und dadurch Selbstvertrauen gewinnen (vgl. ebd.: 160). „DIE MEISTEN erkennen das auch. Also man muss sich manchmal einmal über diese Schwelle führen. Aber dann erkennen sie, dass es ein HILFSMITTEL ist für sie. Und dass sie

dadurch erleichtert durchs Leben kommen auch.“ (Expert*in 01: 534)

Eine große Übereinstimmung bei den Expert*innen zeigt sich bei den *Herausforderungen beim Kompetenzerwerb* von Digitalisierung über den Aufwand, der von den älteren Menschen betrieben werden muss. „Es dauert manchmal sehr, sehr lange, bis es sich wirklich festgesetzt hat. Das Wissen. Und dann auch noch nicht sicher. Dann kann es sein, dass man dann nach einem Jahr noch mal wieder von vorne anfängt“ (Expert*in 02: 187). Zwar teilen auch ältere Menschen die generelle Erwartungshaltung in der Gesellschaft, eine schnelle Wissensvermittlung zu erhalten, ohne selbst viel Aufwand zu betreiben, so Expert*in 01 (vgl. Expert*in 01: 386). Senior*innen benötigen allerdings vergleichsweise viel Kraft, Geduld und eine hohe Frustrationstoleranz beim Erlernen digitaler Inhalte (vgl. Expert*in 02: 86). Bei Unsicherheiten im Umgang mit digitalen Geräten zeigt sich die Überforderung im Alltag in Form von Resignation, etwa durch das Ausschalten der Geräte. Expert*in 01 hebt jedoch auch die gezeigte Geduld vieler Senior*innen hervor, in solchen Fällen der Überforderung bis zum nächsten Kurstermin zu warten und Nachfragen zu stellen. Hier zeigt sich ein Vorteil der Kursangebote (vgl. Expert*in 01: 464).

4.1.3 Teilhabe älterer Menschen durch Digitalisierung (fördern)?

Eine übergeordnete, stärker gesamt- gesellschaftliche Perspektive nimmt das dritte Leitthema ein. Als Expert*innen wurden sie v.a. gefragt, wie ältere Menschen an das Thema Digitalisierung leichter herangeführt werden können. Aus ihrer institutionellen Perspektive heraus formulieren sie zum einen Anforderungen, die die Altenhilfe- bzw. Bildungsstrukturen betreffen:

Um Teilhabe durch Digitalisierung überhaupt zu ermöglichen, ist es notwendig, die älteren Menschen erst mal zu erreichen. Dies funktioniert nur durch *Vermittlungsangebote vor Ort*, die so zur Partizipation am öffentlichen Leben führen (vgl. Expert*in 01: 166). Viele Senior*innen haben Interesse sich weiterzubilden, finden jedoch kein Angebot, da es *flächendeckend nicht ausreichend Angebote*, auch in den Begegnungszentren, gibt. (vgl. Expert*in 02: 317).

Zudem benötigt die oft durch Freiwillige und Ehrenamtliche geleitete Wissensvermittlung Zeit, da in den Kursen – wie oben ausgeführt – viele direkte Hilfestellungen nötig sind. Um den benötigten Aufwand sicherzustellen, ergibt sich der Wunsch nach einer besseren finanziellen Förderung (vgl. Expert*in 01: 393). Auch weil es fähiger Personen bedürfe, die die Lebenswelt der Menschen kennen

und verstehen, um die Kursangebote zu halten (vgl. Expert*in 02: 442). Die *Unterfinanzierung und das Prinzip der v.a. ehrenamtlichen Strukturen* werden nachdrücklich kritisiert. Hier zeigen sich eine gesellschaftliche Erwartungshaltung, „nur weil es ältere Menschen sind, müssen sie jetzt alles alleine erarbeiten. Und muss alles ehrenamtlich und kostenlos gehen. Das wird VORAUSGESETZT. Das ist einfach schade“ (Expert*in 01: 376).

Auch wenn die Expert*innen den digitalen Wandel nicht an sich negativ bewerten, formulieren sie, dass der schnell fortschreitende Prozess der Digitalisierung bei den Senior*innen ein *Spannungsverhältnis* erzeugt, gesellschaftlich mithalten zu müssen (vgl. Expert*in 02: Z. 6). „Also es führt zu einer Spaltung auch in der Gesellschaft. Wenn Sie nicht Schritt halten können. Um Schritt halten zu können, muss es Angebote geben. Und die sind noch nicht flächendeckend da“ (Expert*in 01: 510). Als Folge arrangieren sich viele Senior*innen damit, abgehängt zu sein. Dieser Zustand befördert die Spaltung weiter und beschleunigte sich, je schneller die Digitalisierung voranschreitet (vgl. ebd.: 512).

Wie bereits ausgeführt, erschließt sich Älteren die Digitalisierung dann als vorteilhaft, sobald sie wahrnehmen, hierdurch alltägliche Aufgaben selbst erledigen zu können, bei denen sie sonst Hilfe benötigen würden. Diese Erkenntnis fördert die Nutzung von Alltagshilfen. Sie können somit selbst steuern und müssen nicht um Hilfe bitten (vgl. Expert*in 01: 524). Und diese Erkenntnis fördert wiederum die Akzeptanz von Digitalisierung, sodass die meisten Älteren – nach erfolgreicher Aneignung entsprechender Kompetenzen – digitale Medien gerne nutzen (vgl. ebd.: 557). Dies biete die *Chance, das Gefühl der Teilhabe zu erhöhen*, die Alterseinsamkeit zu verringern und damit zu einer Verbesserung der Lebensqualität von Senior*innen beizutragen (vgl. Expert*in 02: 156) – wie die Expert*innen für den Anwendungsbereich der Kommunikation bereits beobachten: „Also das, was ich feststelle, dass sie eben viel kommunikativer sind. Miteinander auch. Viel mehr Unternehmen miteinander. Was vorher schwierig war. Also sie haben einfach viel mehr Teilhabe am Leben.“ (Expert*in 01: 262)

4.2 Die Perspektive der Senior*innen

4.2.1 Digitalisierung im Alltag älterer Menschen

Das Treffen auf Digitalisierung ist für beide befragten Personen *tägliche Praxis*. Beide Befragten sagen jedoch auch, z.B. beim Bezahlen weiterhin lieber Bargeld oder eine EC-Karte zu nutzen. Hier zeigt sich die Sorge vor Datenmissbrauch im Onlinebanking (vgl. Senior*in 01: 32; vgl. Senior*in 02: 27). Eine weitere Parallele im Alltag beider Se-

nior*innen ist die Nutzung eines Smartphones. Beide nutzen im täglichen Gebrauch verschiedene Apps, die von Nutzung des ÖPNV bis hin zu Spielen zum Zeitvertreib reichen. Ferner nehmen sie auch die für sie unterstützenden Funktionen digitaler Anwendungen, etwa bei Wortverarbeitungs- und Übersetzungsprogrammen, wahr (vgl. Senior*in 01: 71; vgl. Senior*In 02: 296). In viel genutzten Anwendungen ist ein sicherer Umgang erkennbar, während es in selten genutzten Bereichen eher Unsicherheiten und den Wunsch nach Unterstützung gibt (vgl. Senior*in 01: 66; vgl. Senior*In 02: 7).

Die schnelle und nahtlose Kommunikation durch mobile Endgeräte ermöglicht beiden Befragten einen einfachen Kontakt mit anderen Menschen (vgl. Senior*in 01: 173; vgl. Senior*in 02: 7). Allerdings führte dies durch die permanente Erreichbarkeit auch zu einer Belastung, denn „man ist überall erreichbar, ist egal, wo man jetzt ist und das ist oft auch störend“ (Senior*In: 01: 36).

Die Befragten haben somit täglich Kontakt mit Digitalisierung. Dies lässt auf eine große Bedeutung im Alltag schließen, ob gänzlich freiwillig oder aus der Notwendigkeit heraus. Denn beide nennen auch, dass es immer schwieriger werde, ohne Digitalität auszukommen, beispielsweise bei der Beschaffung von Bargeld oder dem Bestellen von Gegenständen – Bereiche, in denen beide bislang versuchen, digitale Wege zu meiden.

4.2.2 Kompetenzerwerb für den Umgang mit Digitalisierung

Der *Einstieg in das Thema Digitalisierung* beider befragten Personen unterschied sich, da Senior*in 02 schon seit Jahrzehnten aktiv an der Digitalisierung teilnimmt, während Senior*in 01 eher Unsicherheit äußert. „Also Commodore war ja ganz bekannt und ich habe mich aber dafür entschieden, mir gleich einen großen Amiga zu kaufen und der konnte alles“ (Senior*in 02: 49). Dem gegenüber stehen Aussagen wie „damit komme ich sowieso noch nicht klar. Da müsste jemand sein, der mir das zeigt“ (Senior*in 01: 327). Hier hat Senior*in 01 bereits ohne Erfolg Weiterbildungsmöglichkeiten bei der Volkshochschule gesucht, da das Kursangebot wenig am *persönlichen Lerntempo* orientiert war (vgl. ebd.: 535).

Der Bedarf nach Unterstützung durch Mitmenschen, die Senior*in 01 äußert, spielt allerdings auch für Senior*in 02 eine Rolle, wenn auch anders. Zum einen wird von der langfristigen Motivation sich mit digitalen Medien zu beschäftigen berichtet (vgl. Senior*in 02: 47). Zum anderen berichtet Senior*in 02 davon, dass Senior*innen sich gegenseitig unterstützen, etwa beim Schutz vor Datenmissbrauch oder dem Erlernen neuer Fähigkeiten (vgl.

ebd.: 227). Eine nötige *Vernetzung* für den Einstieg in die Digitalisierung zeigt sich somit bei beiden Befragten.

Beim Kompetenzerwerb für den Umgang mit digitalen Medien wird der förderliche Einfluss der gegenseitigen Unterstützung der älteren Generation, aber auch des Austauschs innerhalb der Familie und anderer sozialer Kontakte deutlich. Die Vernetzung und die entstandene Auseinandersetzung fördern hierbei die Umgangskompetenzen der Senior*innen. Für beide Senior*innen war es beim Erlernen des Umgangs mit digitalen Endgeräten allerdings wichtig, einen möglichst leichten Einstieg zu erhalten. Dies betrifft auch die Seite des *Endgeräts*.

Hier zeigt sich zwar eine große Angebotsvielfalt, die jedoch wenig auf die Bedürfnisse älterer Nutzer*innen ausgerichtet ist (vgl. Senior*in: 02: 86). „Dann wäre es eigentlich viel sinnvoller auch Handys zu haben, die einfach zu bedienen sind. Die eine Benutzeroberfläche haben, wo nicht ganz so viele Möglichkeiten sind und wo vielleicht schon einiges vorinstalliert ist, dass es einfacher wird“ (ebd.: 140).

4.2.3 Der Blick älterer Menschen auf (Teilhabe durch) Digitalisierung

Wie im vorherigen Themenkomplex deutlich wurde, sind ältere Menschen mit vielfältigen Hindernissen konfrontiert, wenn es darum geht, einen gelungenen Einstieg ins Thema Digitalisierung zu finden. Oftmals wird der Zugang als erschwert wahrgenommen, was zum Gefühl führt, gesellschaftlich abgehängt zu werden (vgl. Senior*in 02.: 146).

Für zusätzliche Verunsicherung sorgt die Kenntnis von Betrugsversuchen im Internet. Entsprechend äußert sich der Wunsch nach mehr Wissen über die Gefahren sowie Hilfestellung im Bereich des Schutzes der eigenen Daten (vgl. Senior*in 01: 656).

Während sie selbst eine fortschreitende Digitalisierung wahrnehmen und versuchen mit ihr Schritt zu halten (vgl. Senior*in 02: 278), sehen die Befragten umgekehrt widersprüchliche Entwicklungen in gesellschaftlichen Bereichen. So wird der uneinheitliche Aufbau von digitalen Anwendungen am Beispiel der *behördlichen Infrastruktur* kritisiert. Hier nehmen Senior*innen den mangelnden Ausbau des digitalen Fortschritts wahr, der die unterstützende Funktion von Digitalisierung nicht erkennen lässt und so bei Menschen mit einem unsicheren Umgang den Einstieg zusätzlich erschwert: „Wenn ich mir die Behörden angucke, die Polizei, die Feuerwehr, (...) neulich war ich in der in der Wache, weil ich was fragen wollte und da steht tatsächlich eine Schreibmaschine“ (Senior*in 02: 154). Digitale Angebote von Ämtern sollten angepasst werden und

beispielsweise auch auf die vornehmlich genutzten Endgeräte, also Smartphones, zugeschnitten sein (vgl. Senior*in 02: 235).

Einer positiven Wahrnehmung von Digitalisierung könnten ferner *Übergangsmöglichkeiten* dienen, die älteren Menschen das Gefühl vermitteln, mit einbezogen zu werden, wenn bisher analoge Angebote durch Digitale ersetzt werden. Gerade beim sensiblen Thema Banking wird deutlich, dass ein ‚harter Bruch‘ zu Verunsicherung führen kann, so Senior*in 02: „Vorher hatten Sie einen Kundenberater, da haben Sie vorher gesagt, ich möchte 100 € haben. Der ist weg. Und die haben ein ganz blödes Gefühl. Am Geldautomaten zum Beispiel, da geht es schon los.“ (ebd.: 203)

4.3 Diskussion zu Relevanz für die Praxis

Die Handlungsempfehlungen auf Grundlage der aufgezeigten Ergebnisse zeichnen sich durch eine Vielfalt aus. Zum einen ermöglichen es die Forderungen und Bedürfnisse, den erhöhten Bedarf von stärker zugehender Altenarbeit herzuleiten, die Senior*innen in ihren Sozialräumen zu erreichen und ihnen die Funktionsweisen und Vorteile von Digitalisierung näherzubringen. Zum anderen lässt sich die Notwendigkeit der Förderung und Ausweitung bestehender Angebote zur Kompetenzvermittlung festhalten. Diese meint insbesondere, fachliche Inhalte am Lebensweltbezug von Senior*innen auszurichten und sie dort an dem Punkt abzuholen, an dem sie Hilfe benötigen. Dabei sollte ein Augenmerk auf niedrigschwelligen Angeboten und einer flexiblen Anpassung liegen.

Auch die ehemalige Bundesregierung nahm dies im „Achten Altersbericht“ wahr und wollte ältere Menschen zukünftig in der Nutzung durch zielgruppengerechte Gestaltung unterstützen und ihnen so die Chancen der Digitalisierung eröffnen. Denn die digitale Kluft dürfe nicht vergrößert werden (vgl. BMFSFJ 2020: 6). Wichtig ist hierbei vor allem, an den Interessen der Senior*innen anzuknüpfen und eine realistische Erwartungshaltung zu schaffen. Hierbei steht nicht nur die aktuelle Bundesregierung in der Verantwortung, vielmehr ist dies als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe anzusehen. Denn die Gesellschaft sollte die Herausforderungen anerkennen, mit denen Senior*innen im täglichen Umgang mit der Digitalisierung zu kämpfen haben.

Ein nötiger Handlungsschritt wäre die Schaffung von Sensibilisierung für die Probleme von älteren Menschen im Umgang mit Digitalisierung, um einer weiteren Spaltung der Gesellschaft vorzubeugen. Abschließend fördern bedarfsorientierte Angebote den Senior*innen einen kompetenteren Umgang, der zum einen weitere Teilhabechancen erzeugt und zum anderen Hilfe zur Selbsthilfe durch die Möglichkeit der Wahrnehmung bietet.

In diesem Zusammenhang verwies der „Achte Altersbericht“ auf die Förderung der digitalen Souveränität von Senior*innen durch niedrigschwellige und attraktive Angebote (vgl. ebd.: 58). Hierzu gehört ebenso, wie in allen Interviews erwähnt, das Thema Datensicherheit. Diese Thematik führt zur Verunsicherung älterer Menschen im Umgang mit digitalen Anwendungen. Daher hat es sich die frühere Bundesregierung zur Aufgabe gemacht, das Bewusstsein von Nutzer*innen zur Cyberkriminalität zu schärfen und Lösungskompetenzen zu vermitteln. Dies sollte mittels einer altersunabhängigen digitalen Sensibilisierungs- und Informationskampagne umgesetzt werden (vgl. BMFSFJ 2020: 10ff).

5 Fazit

In dieser Forschungsarbeit sollten Verbesserungsmöglichkeiten für die gesellschaftliche Teilhabe von älteren Menschen durch Digitalisierung unter dem Blickwinkel des altersbedingten erschwerten Zugangs untersucht werden. Hierbei sollten das Vorhandensein von Digitalisierung in der Lebenswelt von Senior*innen, der Zugang zur Vermittlung bzw. Aneignung von Umgangskompetenzen sowie Risiken und Potentiale von Digitalisierung analysiert werden.

Die untersuchten Perspektiven von Expert*innen und Senior*innen ergeben, dass Digitalisierung im Alltag besonders im Bereich der Kommunikation und als alltägliche Hilfestellung neue Handlungsmöglichkeiten für Senior*innen eröffnet. Anhand der Analyse wurde der fördernde Charakter von Digitalisierung zum interpersonellen Austausch durch Messenger-Dienste wie auch zur Erlangung von Selbstständigkeit durch digitale Endgeräte erkennbar. Zudem zeigt sich der bedachtere Umgang von Senior*innen bei der Nutzung von digitalen Anwendungen. Dieses Verhalten ist vor allem bei der Sorge vor Datenmissbrauch erkennbar.

Aus den geführten Interviews wird der feste Bestandteil von Digitalisierung im Leben von Senior*innen ersichtlich. Besonders die persönliche Kommunikation fördert die Neugier am Umgang mit Digitalisierung und somit auch den Einstieg in diese Thematik. Für die Vermittlung von entsprechenden Kompetenzen ist neben dem Wissen der Funktionsweise von Digitalisierung allerdings notwendig, auch die Lebenswirklichkeit und Bedürfnisse von älteren Menschen zu kennen. Denn, so wurde deutlich, die Auseinandersetzung beim Erlernen von digitalen Umgangskompetenzen erfordert einen hohen und vergleichsweise längeren Lernaufwand auf Seiten der Senior*innen und somit von den Lehrenden besonderes Verständnis für die Situation der Betroffenen. (Auch) Senior*innen erwarten, sich digitale Kompetenzen schnell und ohne großen Aufwand aneignen zu können. Bleibt dies aus, stellt sich im weiteren

Verlauf oftmals eine Resignation bei der Auseinandersetzung mit Digitalisierung ein. Zu dieser wahrgenommenen Überforderung trägt jedoch auch die nicht auf Senior*innen ausgerichtete Benutzeroberfläche digitaler Endgeräte bei.

Eine Herausforderung für die Teilhabemöglichkeiten älterer Menschen durch Digitalisierung stellt eine wahrgenommene einsetzende gesellschaftliche Spaltung aufgrund der stetigen Weiterentwicklung digitaler Anwendungen dar. Die Befragten identifizieren v.a. eine gesellschaftliche Erwartungshaltung der selbstständigen Aneignung von Umgangskompetenzen als Problem und schließlich als Ursache für das Gefühl des Abgehängt-Seins. Dem stehen positive Effekte von Digitalisierung gegenüber wie das Erlangen von Eigenständigkeit und somit auch die Förderung der Lebensqualität von Senior*innen. Diese Effekte werden deutlich, sobald ältere Menschen den unterstützenden Nutzen erkennen, indem sie etwa digitale Alltagshilfen zur Selbstorganisation oder Kommunikation nutzen.

Die Erkenntnisse in der bereits stattfindenden Auseinandersetzung der empirischen Forschung und den daraus entstehenden politischen Diskursen zu den hohen Anforderungen beim Einstieg älterer Menschen in die Digitalisierung zeigen den notwendigen Handlungsbedarf zur Unterstützung beim Kompetenzerwerb auf. Denn im Gegensatz zu jüngeren Generationen erlernen Senior*innen digitale Umgangskompetenzen nicht im Laufe ihres Entwicklungsprozesses, sondern sind durch den zunehmenden Einfluss von Digitalisierung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Zusammenlebens für eine Teilnahme am (digitalen) sozialen Leben zu einer Auseinandersetzung mit dieser gezwungen. Mit der Triangulation der Perspektiven von Expert*innen und Senior*innen in dieser Forschungsarbeit konnten eine Übereinstimmung mit der bereits im

Fokus stehenden Problematik des Zugangs älterer Menschen zur Digitalisierung aufgezeigt und Erkenntnisse zur Förderung der Kompetenzvermittlung erlangt werden. Hier zeigte sich, dass ein Verständnis der Lebenswelt älterer Menschen neben dem fachlichen Wissen für die Vermittlung digitaler Umgangskompetenzen elementar ist und bei weiteren Überlegungen zur Erleichterung beim Einstieg in die Digitalisierung mitgedacht werden sollte. Die Forschungsergebnisse bestätigen zudem die Empfehlungen des Fachdiskurses und des achten Altersberichts, digitale Vermittlungsangebote niedrigschwellig auszurichten und im Sozialraum von Senior*innen zu verankern. Die Vermittlung kann jedoch nicht nur als Aufgabe von bestehenden und zukünftigen Angeboten angesehen werden, sondern als gesamtgesellschaftlicher Beitrag, für die es zukünftig eine Akzeptanz benötigt, die Herausforderungen für ältere Menschen im Umgang mit Digitalisierung anzuerkennen, um ihnen so eine Teilhabe zu ermöglichen.

Diese Forschungsarbeit behandelt ausschließlich die Teilhabemöglichkeiten durch Digitalisierung von älteren Menschen, die bereits den Einstieg in die Digitalisierung vollzogen haben und an Vermittlungsangeboten zu digitalen Umgangskompetenzen teilnehmen. Es bietet sich daher an, diese Thematik für zukünftige Forschungen aus der Perspektive von Senior*innen, die bisher noch nicht erreicht werden konnten, zu betrachten. Ebenso mit dem Blickwinkel auf Fragen wie, weshalb sich die Entwicklung von Digitalisierung nicht auf die Bedürfnisse älterer Menschen ausrichtet, obwohl diesen Menschen hierdurch größere Chancen auf Teilhabe ermöglicht werden können; oder wie sich die Angebotsvielfalt verbessern lässt, um Digitalisierung dort, wo der Bedarf vorhanden ist, vermitteln zu können.

Literatur

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2020): Achter Bericht. Ältere Menschen und Digitalisierung. Rostock: Publikationsversand der Bundesregierung.

Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2015): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende, 6. Aufl. Marburg: Dr. Dresing und Pehl GmbH.

Helfferich, Cornelia (2011): Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews, 4. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.

Huxhold, Oliver/Otte, Katrin (2019): Internetzugang und Internetnutzung in der zweiten Lebenshälfte. In: DZA Aktuell, 2. Jg., H. 1, S. 1-21.

Jokisch, Mario (2021): Altern in einer digitalisierten Gesellschaft: Studien zur Selbstwirksamkeit, Technikakzeptanz und dem Obsoleszenzerleben bei älteren Erwachsenen, Heidelberg: Ruprecht-Karls-Universität.

Kubicek, Herbert (2021): Internetnutzung älterer Menschen in Bremen und Bremerhaven. Ergebnisse und Schlussfolgerungen einer Bevölkerungsumfrage 2021, Bremen: ifib research.

Lindenberger, Ulman/Staudinger, Ursula (2012): Höheres Erwachsenenalter. In: Schneider, Wolfgang/Lindenberger, Ulman (Hrsg.): Entwicklungspsychologie, 7., überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Verlag, S. 283-310.

Suden, Wiebke (2020): Digitale Teilhabe im Alter: Aktivierung oder Diskriminierung? In: Stadelbacher/Stephanie, Schneider/Werner (Hrsg.): Lebenswirklichkeiten des Alter(n)s. Vielfalt, Heterogenität, Ungleichheit, Wiesbaden: Springer VS, S. 267 – 289.

Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1. Jg., H. 1, <https://doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.

Witzel, Andreas/Reiter, Herwig (2022): Das problemzentrierte Interview – eine praxisorientierte Einführung, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Pflege in die Offene Altenarbeit integrieren. Strukturen, Potenziale und Herausforderungen am Beispiel der Stadt Bremen

Johanna Krawietz

Dr. Johanna Krawietz ist Diplom Soziologin und Heilerziehungspflegerin und arbeitet als Fachliche Referentin bei der Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen Bremen e. V. Sie war beteiligt an Projekten wie dem Landespflegebericht Bremen 2023 und Komm.Care – Kommune gestaltet Pflege in Niedersachsen. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der kommunalen pflegerischen Versorgungsplanung, örtlichen Pflegeberichterstattung und der kommunalen Altenhilfe nach § 71 SGB XI.

johanna.krawietz@gesundheit-nds-hb.de



Hintergrund

Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels, des zunehmenden Mangels an Fachkräften und einer sich abzeichnenden Unterversorgung in der Pflege rücken die Suche nach und Entwicklung von Lösungsansätzen für die zukünftige pflegerische Versorgung verstärkt in den Fokus. Bei der Frage, wie man die pflegerische Versorgung der Bevölkerung auch in Zukunft gewährleisten kann, werden in der Fachpolitik besonders Ansätze diskutiert, die vorbeugen und helfen sollen, Pflegebedürftigkeit möglichst zu vermeiden oder zu verzögern (Kuhlmey, Budnick 2024; IGES 2025). Der gezielten Integration von pflegerischen Aspekten in die Offene Altenarbeit kann dabei eine besondere Bedeutung zukommen, die bisher jedoch zu wenig Beachtung findet. Der Wunsch älterer Menschen, möglichst lange in den eigenen vier Wänden zu leben und Pflegebedürftigkeit nach Möglichkeit zu vermeiden, unterstreicht – ebenso wie der sich abzeichnende Mangel an Pflegefachkräften – die wachsende Relevanz präventiver Ansätze in der kommunalen Altenarbeit.

Offene Altenarbeit versteht sich als ein niedrigschwelliges Angebot der kommunalen Daseinsvorsorge, das auf soziale Teilhabe, Selbstbestimmung und Lebensqualität im Alter abzielt (Aner 2020, S. 29). Sie bietet in zahlreichen Kommunen Strukturen oder ein Umfeld bzw. das Potenzial für Zugänge zu älteren Menschen, um pflegepräventive Maßnahmen niedrigschwellig zu implementieren. Frühzeitige Prävention kann dabei ein zentraler Ansatz sein, indem ältere Menschen bereits vor dem Eintritt einer Pflegebedürftigkeit erreicht werden. Beispiele für pflegepräventive Maßnahmen in der Offenen Altenarbeit sind Be-

wegungs- und Mobilitätsprogramme oder kognitive Förderangebote, die Selbstständigkeit und Eigenverantwortung stärken. Empirische Studien legen nahe, dass solche Angebote dazu beitragen können, funktionale Einschränkungen zu verzögern und damit das Risiko einer Pflegebedürftigkeit zu reduzieren (Kuhlmey, Budnick, 2024, S. 102 f.) Die Integration pflegepräventiver Elemente in die Offene Altenarbeit kann daher als ein vielversprechender Ansatz betrachtet werden, Pflegebedürftigkeit zu vermeiden oder hinauszuzögern.

Auch die Förderung sozialer Teilhabe spielt eine zentrale Rolle im Hinblick auf Pflegeprävention. Soziale Isolation gilt als Risikofaktor für körperliche und psychische Erkrankungen im Alter. Dies wird auch im aktuellen 9. Altersbericht der Bundesregierung hervorgehoben (BMFSFJ 2025, S. 131 ff.). Die Offene Altenarbeit wird als ein Ansatz betrachtet, Räume für Begegnung und Austausch zu schaffen, die das Wohlbefinden und die Gesundheit älterer Menschen fördern und somit ebenfalls präventiv gegen Pflegebedürftigkeit wirken können. Gerade vor dem Hintergrund der fachpolitischen Diskussion um pflegepräventive Ansätze erscheint es daher notwendig, die Einbindung pflegerischer Aspekte in die Offene Altenarbeit, systematisch in den Blick zu nehmen.

Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, anhand bestehender Angebote und Strukturen Chancen und Potenziale an der Schnittstelle zwischen Altenarbeit und Pflege in der Stadtgemeinde Bremen aufzuzeigen. Anhand verschiedener Beispiele wird dargestellt, wie pflegerische Aspekte in die Offene Altenarbeit integriert werden können. Anschlie-

ßend werden sowohl die Potenziale als auch Herausforderungen herausgearbeitet, die diese Verknüpfungen in der alltäglichen Praxis mit sich bringen. Im sich anschließenden Resümee des Beitrags werden weiterführende Fragen aufgeworfen, die für die zukünftige Vernetzung beider Bereiche von Bedeutung sind.

Als Grundlage für die folgenden Überlegungen dienen Ergebnisse¹ des *Landespflegeberichts Bremen 2023 – Kommunale Pflegeberichterstattung der Städte Bremen und Bremerhaven* (Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration 2023). Der Bericht wurde vom SOCIUM der Universität Bremen, Prof. Dr. Rothgang und der *Landesvereinigung für Gesundheit und Akademie für Sozialmedizin Niedersachsen Bremen e.V.* im Auftrag der *Bremer Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration* erstellt. Es handelt sich hierbei um die konkrete Umsetzung der in § 4 BremAGPflgeVG festgelegten Verpflichtung einer Landespflegeplanung. Die Herangehensweise des Berichts stellt bereits auf Ebene der Berichterstattung ein Beispiel dar, Pflege und Offene Altenhilfe integrativ in einem gemeinsamen Zusammenhang zu betrachten. Neben detaillierten Daten zur Entwicklung der Pflegebedürftigkeit und den verschiedenen pflegerischen Angebotsformen, widmet sich ein zweiter Teil des Berichts intensiv den pflegerischen Unterstützungsangeboten und der Offenen Altenarbeit. Die im Folgenden dargestellten Ergebnisse beziehen sich auf den zweiten Teil des Berichts. Sie resultieren aus einer weiterführenden Analyse, die die Integration pflegerischer Aspekte in die Offene Altenarbeit vertieft untersucht und somit über die in der ursprünglichen Veröffentlichung präsentierten Befunde hinausgeht.

Das Vorhaben wurde in verschiedenen Arbeitsbausteinen mit unterschiedlichen Erhebungsmethoden umgesetzt:

- Lokale Strukturhebung, bei der die Angebote der Offenen Altenhilfe und Angebote der Pflegeunterstützung anhand verschiedener Wege recherchiert wurden (Online-Suche, Auswertung von Beratungs- und Infobroschüren und Netzwerkkarten der Dienstleistungszentren, Weitergabe von Kontaktdaten nach dem Schneeballprinzip)
- Primärerhebung vorhandener Angebote anhand von 95 Telefoninterviews; ergänzende Auswertung von Jahresberichten verschiedener Einrichtungen

- Durchführung von sechs Fokusgruppen in stadtteil- und bezirksbezogenen sozialen Arbeitskreisen mit dem Schwerpunkt Alter/Pflege
- Durchführung von 12 leitfadengestützten Expert:innen-Interviews mit Mitarbeitenden von Beratungseinrichtungen, leitenden Koordinationskräften von Begegnungszentren und Vertreter:innen unterschiedlicher pflegeunterstützender Angebote²

Die erhobenen Daten wurden inhaltsanalytisch nach Kuckartz (Kuckartz/Rädiker 2022) ausgewertet.

Pflege im Kontext der Offenen Altenarbeit – Ergebnisse

Grundlegend ergeben die Auswertungen des Landespflegeberichts, dass in der Stadt Bremen im Rahmen der Offenen Altenarbeit ein umfassendes Angebot an Begegnungs- und Teilhabemöglichkeiten für ältere Menschen existiert. In nahezu jedem Stadtteil fördert die Kommune im Rahmen der Kommunalen Altenarbeit nach § 71 SGB XII ein Begegnungszentrum oder einen Begegnungstreff. Nachbarschaftstreffs und Quartierszentren ergänzen die kommunal geförderten Begegnungszentren in den sozial benachteiligten Stadtteilen und Quartieren (Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration 2023, 147). Daneben gibt es ein breites Angebot an pflegeunterstützenden Strukturen in Bremen. Hierzu zählen Informations- und Aufklärungsangebote für Pflegebedürftige, Besuchs- und Begleitdienste, alltagsunterstützende Angebote nach dem SGB XI sowie Selbsthilfe- und Austauschgruppen für pflegende An- und Zugehörige. Gleichzeitig wird konstatiert, dass die Vernetzung von Angeboten der Offenen Altenarbeit und pflegeunterstützender Angebote in der gesamten Stadt Bremen nicht flächendeckend in den verschiedenen Stadtteilen verbreitet ist (Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration 2023, 148 ff.).

Insgesamt konnten sechs unterschiedliche Ansätze identifiziert werden, wie pflegerische Aspekte in Teilhabeangebote für ältere Menschen eingebunden und miteinander vernetzt werden. Hierzu gehören:

- Impulse aus der Besucherschaft
- Räumliche Integration: Teilhabe und Pflege „unter einem Dach“

1 Die Erhebungen wurden im Zeitraum von Mai 2022 bis März 2023 durchgeführt. Die dargestellten Angebotsstrukturen geben somit den Stand in diesem Zeitraum wieder. Es ist möglich, dass einzelne Angebote inzwischen nicht mehr in der beschriebenen Form bestehen oder neue

Strukturen hinzugekommen sind. Besonders im Bereich der Offenen Altenhilfe handelt es sich um ein sehr dynamisches Handlungs- und Angebotsfeld, das kontinuierlichen Veränderungen unterliegt.

2 Detailliertere Informationen zum methodischen Vorgehen finden sich im Landespflegebericht Bremen (Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration 2023, 109 ff.).

- Pflegerische Informationsveranstaltungen mit Begegnungscharakter
- Temporäre Integration von (Pflege-)Beratungs- und Selbsthilfeangeboten in Begegnungstreffs
- Vermittlungs- und Brückenfunktion von Begegnungszentren für ältere Menschen
- Bremer Dienstleistungszentren: Bindeglied zwischen Offener Altenarbeit und Pflege

Impulse aus der Besucherschaft

Pflegethemen in die Arbeit der Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffs einzubeziehen, ergibt sich erstens aus der Zusammensetzung der Besucher:innen in den Begegnungszentren und -treffs. Die Einrichtungen werden vor allem von hochaltrigen Menschen besucht, also von einer Gruppe, bei der körperliche Einschränkungen, gesundheitliche Fragestellungen und Unterstützungsbedarfe im Alltag bereits präsent sind. Weniger stark vertreten sind hingegen die sogenannten „jungen Alten“, die sich in dieser Lebensphase noch aktiver erleben und von den klassischen Angeboten der Begegnungszentren eher weniger angesprochen fühlen.

Damit prägt die konkrete Besucherschaft auch die thematische Ausrichtung der Offenen Altenarbeit: Die hochaltrigen Besucher:innen bringen eigene Erfahrungen, Fragen und Anliegen mit, die eng an Pflegethemen geknüpft sind. Das können Informationen zu Pflege- und Unterstützungsleistungen, Fragen zum Umgang mit gesundheitlichen Veränderungen oder auch der Austausch über Entlastungsmöglichkeiten für pflegende An- und Zugehörige sein. Diese Impulse greifen die Mitarbeitenden der Einrichtungen zum Teil in ihrer Arbeit auf und übersetzen sie in Angebote mit Bezug zu pflegerischen Themen. Auf diese Weise verbinden sich in der alltäglichen Praxis der Offenen Altenarbeit klassische Angebotsformen sozialer Teilhabe mit Elementen, die unmittelbar an die Lebensrealität und potentiellen Pflegebedarfe der hochaltrigen Besucher:innen und Besucher anschließen.

Räumliche Integration: Teilhabe und Pflege „unter einem Dach“

Eine wesentliche Struktur für die Verschränkung von Offener Altenarbeit und Pflege zeigt sich zweitens durch die räumliche Integration von Angeboten der Offenen Altenarbeit und Pflege „unter einem Dach“. Hierbei handelt es sich um Einrichtungen der Altenarbeit und Pflege, die sich durch eine enge örtliche Nähe auszeichnen, in dem sie sich im selben Gebäude befinden oder zum Teil sogar die gleichen Räumlichkeiten nutzen.

Ein Beispiel hierfür stellt das Begegnungszentrum für Senior:innen am Johanniterhaus Bremen der Johanniter Fördergesellschaft mbH dar. Das Zentrum ist räumlich an das Johanniterhaus Bremen, einer stationären Pflegeeinrichtung und Einrichtung des Service-Wohnens der *Johanniter Seniorenhäuser GmbH* angebunden. In der Pflegeeinrichtung wird auch ein offener Mittagstisch angeboten, der allen Senior:innen offensteht. Für größere Veranstaltungen wird zusätzlich das Restaurant im Johanniterhaus Bremen genutzt. Zwischen beiden Einrichtungen besteht zum Teil auch eine inhaltliche Verknüpfung, z.B. bei der gemeinsamen Organisation und Durchführung von jahreszeitlichen Festen.

Ein weiteres Beispiel der räumlichen Vernetzung im Stadtteil stellt der *Seniorentreff Horn-Lehe* des Vereins *Aktive Menschen Bremen e. V.* dar. Der Treffpunkt ist räumlich in das *Stiftungsdorf Hollergrund* der *Bremer Heimstiftung* integriert, einer Einrichtung des Wohnens und der Pflege für Senior:innen. Für die Koordination steht ein Büro zur Verfügung. Ansonsten wird überwiegend der Speisesaal der Pflegeeinrichtung genutzt, der stundenweise zur Verfügung steht. An mehreren Tagen in der Woche umfasst das Programm neben verschiedenen Bewegungsangeboten einen Singkreis, Gedächtnistraining und abwechslungsreiche Begegnungs- und Spielangebote an einem Nachmittag.

Die Bündelung von Begegnung und Pflegeunterstützung unter einem Dach zeigt sich zum Teil auch bei der räumlichen Anbindung einiger Bremer Dienstleistungszentren (Erläuterung des Konzepts im Abschnitt *Bremer Dienstleistungszentren: Bindeglied zwischen Offener Altenarbeit und Pflege*) an Begegnungszentren für Senior:innen. So hat beispielsweise das *Dienstleistungszentrum Vahr* der *AWO Soziale Dienste gGmbH* sein Büro direkt neben dem *Seniorenzentrum Plus Vahrer See* in Trägerschaft des Vereins *Aktive Menschen Bremen e. V.* in einem Wohngebäude der GEWOBA (*Hanna-Harder-Haus*) untergebracht. Als Anlaufstelle für ältere Menschen im Stadtteil vermittelt das Dienstleistungszentrum ehrenamtliche Nachbarschaftshilfe und Alltagsassistenz für Pflegebedürftige. Der Treff bietet werktags täglich verschiedene Begegnungs- und Freizeitangebote an. Eine Vermittlung von Senior:innen, die sich ehrenamtlich im Dienstleistungszentrum engagieren möchten, wird so räumlich erleichtert. Auf der anderen Seite ist für Besucher:innen des Treffpunkts, die im Alltag der Unterstützung bedürfen, der Weg zum Dienstleistungszentrum sehr nah.

Pflegerische Informationsveranstaltungen mit Begegnungscharakter

Eine zielgerichtete Strategie, um pflegebezogene Themen in die Offene Altenarbeit zu integrieren, besteht drittens

in der Durchführung von pflegeunterstützenden Informationsveranstaltungen mit Begegnungscharakter. Verschiedene Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffs organisieren solche Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit sozialen und pflegerischen Einrichtungen oder laden externe Referent:innen ein. Diese Veranstaltungen behandeln verschiedene alters- und pflegebezogene Themen und bieten manchmal auch Schulungen an.

Das Ziel dieser Veranstaltungen vereint zwei Aspekte: Zum einen sollen ältere Menschen präventiv für unterschiedliche alters- und pflegebezogene Themen sensibilisiert werden. Zum anderen sollen sie über Handlungsmöglichkeiten und vorhandene Hilfsangebote bei bereits bestehendem Bedarf informiert werden. Begegnungszentren für Ältere haben gute Erfahrungen damit gemacht, solche Informationsveranstaltungen als niedrigschwelliges Begegnungsangebot in einer aufgelockerten, geselligen Runde bei Kaffee und Kuchen auszurichten. Diese entspannte Atmosphäre hilft, Besucher:innen der Begegnungszentren für die Veranstaltungen zu gewinnen.

Temporäre Integration von (Pflege-)Beratungs- und Selbsthilfeangeboten in Begegnungstreffs

Weitere Schnittstellen lassen sich viertens in der Integration von Pflegeberatungsangeboten in Begegnungstreffs und Stadtteilzentren identifizieren. Zwei Begegnungszentren organisieren selbst eine Pflegeberatung für ihre Besucher:innen und interessierte Anwohner:innen. Im *Seniorenzentrum Buntentor* der *Johanniter-Unfall-Hilfe e. V.* bietet beispielsweise die Leitung einmal wöchentlich eine Sozial- und Pflegeberatung an. Im *Begegnungszentrum am Johanniterhaus Bremen* der *Johanniter Fördergesellschaft mbH* übernimmt ein Mitarbeiter aus dem sich ebenfalls im Gebäude befindenden stationären Wohnbereich regelmäßig eine Pflegeberatung.

Ein weiteres Beispiel für die Einbindung von Beratung zu pflegerischen Fragen in ein Begegnungszentrum ist die regelmäßig stattfindende Sprechstunde des *Dienstleistungszentrums Huchting* der *Paritätischen Gesellschaft für Soziale Dienste mbH* im *Begegnungszentrum Plus* des Vereins *Aktive Menschen Bremen e.V.* im Ortsteil Sodenmatt.

Daneben lassen sich verschiedene Beispiele finden, in denen pflegende Angehörigengruppen sich regelmäßig in Begegnungszentren und -treffs für Senior:innen treffen. In vielen Fällen kooperieren Begegnungszentren und -treffs z.B. mit der Selbsthilfekontaktstelle *Netzwerk Selbsthilfe Bremen-Nordniedersachsen e. V.* und stellen den Gruppen Räumlichkeiten für den Austausch zur Verfügung. Ein weiteres Beispiel stellt das *Café Haltestelle* dar. Hier wird ein geselliges Beisammensein von Menschen mit einer De-

menzerkrankung und ihren Angehörigen organisiert, welches regelmäßig im *Mehrgenerationenhaus Familien- und Quartierszentrum Neue Vahr Nord e.V. (FQZ)* in Kooperation mit dem Verein *Vahrer Löwen e.V.* organisiert wird.

Vermittlungs- und Brückenfunktion von Begegnungszentren für ältere Menschen

Die Integration von Pflege und Offener Altenarbeit zeigt sich fünftens in den Aufgaben, die die Bremer Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffs häufig indirekt und implizit übernehmen. Neben wichtigen Formen der Teilhabe, wie Begegnung, Freizeit und einer tagesstrukturierenden Aktivität, spielen sie eine entscheidende Rolle beim Zugang und Übergang zu unterstützenden und pflegerischen Angeboten. Die Mitarbeiter:innen in den Begegnungszentren und -treffs führen die Besucher:innen an vorhandene (vor)pflegerische Unterstützungsangebote heran und übernehmen somit eine wichtige Vermittlungs- und Brückenfunktion. Diese Funktion variiert in ihrer Ausgestaltung je nach Treffpunkt. Der regelmäßige Kontakt der Mitarbeitenden zu den Besucher:innen bildet die Grundlage, um Vertrauen aufzubauen und mit den Betroffenen über ihre Nöte und Bedürfnisse zu sprechen. Oft dauert es eine Weile, bis sich die Besucher:innen öffnen. Zusätzlich erfüllen die Treffpunkte ihre Vermittlungs- und Brückenfunktion durch weitere Unterstützungsstrukturen. Regelmäßig verweisen die Mitarbeiter:innen auf Beratungs- und Unterstützungsangebote im Stadtteil, indem sie beispielsweise Flyer verteilen oder Kontaktdaten relevanter Einrichtungen weitergeben.

Einzelne Treffpunkte und ihre Mitarbeiter:innen gehen über den bloßen Verweis hinaus und ergreifen aktiv Maßnahmen, um Unterstützung zu initiieren. Ein Beispiel hierfür ist das Angebot *Moin Macher* im Huchtinger Ortsteil Sodenmatt dar. Dieses aufsuchende Unterstützungsangebot des *Nachbarschaftstreffs Klönhof*, getragen von *bras e.V.*, der *GEWOBA* und dem *mobilen Sozial- und Pflegedienst vacances GmbH*, zeigt, wie es geht. Die Mitarbeitenden der beteiligten Akteure sprechen ältere Menschen im Quartier direkt an, informieren sie über die Angebote im Quartier und vermitteln gezielt Hilfen. Bei Bedarf unterstützt die Leitung, indem sie beispielsweise den Kontakt zu Angehörigen herstellt oder die Personen zu einem Erstbesuch eines Angebots begleitet. Ein Netzwerk aus Unterstützer:innen, darunter auch ältere Gäste des Nachbarschaftstreffs, leistet erste Hilfen. Bei Pflegebedarf hilft der ambulante Pflegedienst, und bei Behördenangelegenheiten steht die Sozial- und Schuldnerberatung des Nachbarschaftstreffs zur Seite.

Bremer Dienstleistungszentren: Bindeglied zwischen Offener Altenarbeit und Pflege

Wie einzelne Einrichtungen Strukturen der Offenen Altenarbeit und Pflege miteinander verbinden können, zeigt sich sechstens exemplarisch an den 17 Bremer Dienstleistungszentren. Es handelt sich hierbei zum einen um kostenlose Anlauf- und Beratungspunkte für ältere Menschen in nahezu fast allen³ Bremer Stadtteilen in Trägerschaft von vier Wohlfahrtsorganisationen (*Paritätische Gesellschaft für soziale Dienste mbH*, *AWO Soziale Dienste gGmbH*, *Deutsches Rotes Kreuz Kreisverband Bremen e. V.*, *Caritasverband Bremen e. V.*). Die Angebotsstruktur wird unter anderem über kommunale Fördermittel der Offenen Altenhilfe nach § 71 SGB XII finanziert. Die Dienstleistungszentren übernehmen dabei eine Lotsen- und Vermittlungsfunktion in den jeweiligen Stadtteilen für die dort lebenden älteren Bewohner:innen: Sie geben eine erste Orientierung im komplexen System der Teilhabe- und Unterstützungsangebote und erleichtern den Zugang zu weiteren Hilfen sowohl im Stadtteil als auch darüber hinaus.

Zugleich stellen die Dienstleistungszentren in Bremen eine wichtige Angebotsstruktur im pflegerischen Kontext dar. Die Einrichtungen sind anerkannter Anbieter von Unterstützungsleistungen im Alltag nach § 45a SGB XI, indem sie ehrenamtliche Nachbarschaftshilfe im Quartier an pflegebedürftige Personen mit anerkanntem Pflegegrad im häuslichen Umfeld vermitteln und koordinieren. Hierdurch wird ihre Angebotsstruktur gleichzeitig auch über Leistungen der Pflegeversicherung finanziert. Sie können hierdurch als hybride Einrichtungen bezeichnet werden, die nicht eindeutig dem Bereich der Offenen Altenarbeit oder der Pflege zugeordnet werden können, da sie sowohl in ihrer Angebotsstruktur als auch ihrer Finanzierung beiden Bereichen zugeordnet werden können.

Potenziale und Herausforderungen

Welche Potenziale lassen sich aus den dargelegten Beispielen und vorhandenen Strukturen ableiten? Die Ergebnisse zeigen, dass Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffs häufig weit mehr leisten, als Begegnung, Freizeitgestaltung und tagesstrukturierende Aktivitäten zu ermöglichen: Sie fungieren oft zugleich als Brücken zu unterstützenden und pflegerischen Angeboten. Indem sie soziale Teilhabe und Eigenständigkeit fördern, können sie dazu beitragen, Pflegebedürftigkeit vorzubeugen. Gleichzeitig eröffnen sie einen frühen Zugang zu älteren Menschen, bei denen sich erste Anzeichen von Unterstüt-

zungsbedarf zeigen. Besonders effektiv ist diese Lotsenfunktion dort, wo enge Kooperationen mit ergänzenden Diensten wie der Aufsuchenden Altenarbeit, Dienstleistungszentren oder ambulanten Pflegediensten bestehen. Dabei weist die Zusammenarbeit der relevanten Akteure in den verschiedenen Stadtteilen eine breite Spannweite auf und ist keineswegs in allen Quartieren in gleicher Dichte und Verlässlichkeit vorzufinden. Empirische Hinweise aus den Interviews zeigen: In gut vernetzten Quartieren gelingt der Zugang zu Hilfen deutlich leichter.

Die Beispiele veranschaulichen ebenfalls, wie ältere Menschen niedrigschwellig Zugang zu Unterstützung finden. Gerade für vulnerable Gruppen, wie z.B. Menschen ohne ein umfassendes soziales Netzwerk, stellen die Begegnungszentren wichtige Anlaufstellen dar.

Ebenso gehen Begegnungsangebote deutlich über das verbreitete Vorurteil hinaus, es handle sich lediglich um gesellige Kaffee- und Kuchenrunden. Sie ermöglichen aktive gesellschaftliche Teilhabe und bieten eine sinnstiftende Tagesstruktur. Als Teil einer „Caring Community“ übernehmen diese Treffpunkte eine soziale Fürsorgefunktion: Sie schaffen Geborgenheit, bieten Unterstützung und fördern Vertrauen. Entscheidend dafür sind persönliche Ansprache sowie feste Ansprechpersonen vor Ort, die Beziehungen pflegen und als Bindeglieder wirken. Auch durch die Begegnungen der Besucher:innen untereinander entstehen neue Formen von Gemeinschaft, die Zugehörigkeit und Verbundenheit stärken.

Die räumliche Zusammenführung und Unterbringung von Angeboten der Altenarbeit und pflegerischen Einrichtungen unter einem Dach kann eine wichtige Grundlage für intensivere Kooperationen und eine stärkere Vernetzung beider Sektoren schaffen. Damit diese räumliche Nähe wirksam wird, bedarf es jedoch der aktiven Gestaltung und abgestimmter Prozesse im Sinne einer „echten Zusammenarbeit“ zwischen den beteiligten Einrichtungen. Ohne gemeinsame Gestaltungsprozesse bleibt die räumliche Nähe allerdings wirkungslos. Die Einrichtungen sind dann zwar räumlich vereint, stehen jedoch in ihrer Arbeit aber weitgehend unverbunden nebeneinander – und die räumliche Nähe bleibt folglich ungenutzt.

Die bestehenden Schnittstellen zwischen Altenarbeit und Pflege sind aber auch mit Herausforderungen verbunden. Einige davon sind unmittelbar erkennbar, andere treten eher implizit im Kontext der Vernetzung beider Bereiche auf. Ein zentrales Thema betrifft die Zielgruppenansprache der Begegnungszentren und Nachbarschaftstreffs. Zwar sollen diese Einrichtungen verschiedene Gruppen ansprechen, insbesondere auch die sogenannten jüngeren

³ Indem sich die 17 Einrichtungen die mehr als 20 Stadtteile Bremens jeweils als Zuständigkeitsbereiche zugeordnet haben, wird gewährleistet, dass ältere Menschen unabhängig von ihrem Wohnort wohnortnahe,

niedrigschwellige und damit gut zugängliche Angebote wahrnehmen können.

Älteren. Tatsächlich werden sie jedoch überwiegend von hochaltrigen Personen frequentiert. Viele jüngere Ältere empfinden die vorhandene Besucherschaft als „alt“ und können sich mit dieser Gruppe nicht identifizieren. Daraus ergibt sich die Schwierigkeit für die personell ohnehin begrenzten Einrichtungen, die Bedarfe beider Gruppen gleichermaßen zu berücksichtigen.

Eine weitere Herausforderung betrifft die personellen Voraussetzungen. Die Integration von Pflege Themen in die alltägliche Arbeit stellt erhöhte Anforderungen an das Personal. Soziale Fürsorgefunktionen in Begegnungszentren setzen Sensibilität im Umgang mit unterschiedlichen Unterstützungsbedarfen sowie Kenntnisse zur gezielten Vermittlung an weiterführende Hilfen voraus. Angesichts oftmals geringer Personalausstattung sowie des hohen Anteils ehrenamtlicher Unterstützung stoßen viele Einrichtungen hier an ihre Grenzen. Besonders mit Blick auf pflegeunterstützende Angebote stellt sich die Frage, inwieweit die Zentren unter diesen Bedingungen ihre Brückenfunktion wirksam ausfüllen können.

Darüber hinaus besteht eine Herausforderung in der praktischen Zugänglichkeit der Angebote der Offenen Altenhilfe – insbesondere für ältere Menschen mit Unterstützungs- oder Pflegebedarf. Viele Einrichtungen verzeichnen zunehmend eine Besucherstruktur, in der Mobilitätseinschränkungen und Unterstützungsbedarfe stärker vertreten sind. Damit diese Personen überhaupt an Angeboten teilnehmen können, braucht es ergänzende Strukturen, wie z. B. Fahrdienste oder begleitende Unterstützungsangebote.

Während thematische Informationsveranstaltungen zur Pflege bereits punktuell stattfinden, zeigt sich, dass Teilhabe für mobilitätseingeschränkte Menschen nur dann möglich ist, wenn auch die Rahmenbedingungen – insbesondere die Erreichbarkeit der Einrichtungen – gesichert sind. Fahrdienste sind jedoch bislang kaum flächendeckend verfügbar, sodass die Gefahr besteht, dass gerade die Menschen mit dem höchsten Unterstützungsbedarf von den Angeboten ausgeschlossen bleiben oder sich langfristig zurückziehen.

Zusammenfassung und Fazit

Der vorliegende Beitrag untersuchte am Beispiel der Stadt Bremen verschiedene strukturelle Konzepte, wie pflegerische Aspekte in Angebote der Offenen Altenarbeit integriert und miteinander vernetzt werden können. Die Ergebnisse zeigen, dass verschiedene Ansätze bestehen, pflegerische Belange in Begegnungstreffen zu integrieren. Diese reichen von Informationsveranstaltungen mit pflegebezogenen Themen in einem geselligen Rahmen, über

zeitweise angebotene Pflegeberatungen, bis hin zu Gruppen für pflegende Angehörige, die in Kooperation mit Selbsthilfeeinrichtungen vor Ort stattfinden.

In den Ergebnissen wird deutlich, dass pflegerische Themen im Alltag der Begegnungszentren eine Rolle spielen – insbesondere durch das Alter und die Lebensphase(n) der Besucher:innen, die unterstützende und verbindende Funktion der Mitarbeitenden sowie durch den Austausch zwischen den Besucherinnen und Besuchern. Zusätzlich zeigen sich Schnittstellen zwischen der Offenen Altenhilfe und pflegerischen Angeboten auch auf struktureller Ebene: etwa durch die räumliche Nähe von Einrichtungen oder die gemeinsame Nutzung von Räumlichkeiten. In einigen Fällen – wie bei den Dienstleistungszentren – sind beide Bereiche sogar innerhalb einer Organisation vereint, sowohl hinsichtlich der Angebotsstruktur als auch der Finanzierung.

Der demografische Wandel, der zunehmende Fachkräftemangel sowie eine sich verengende Versorgungssituation lassen das bestehende Versorgungssystem in den kommenden Jahren an seine Grenzen stoßen. Die vorgelegten Beispiele und Strukturen verdeutlichen das Potenzial, das in der Integration und Vernetzung von Offener Altenarbeit und pflegerischen Aspekten liegt. Allerdings sind entsprechende Angebote und Verknüpfungen in der Stadt Bremen bislang nur vereinzelt vorhanden; flächendeckende Strukturen fehlen weitestgehend.

Um das Potenzial der Schnittstellen künftig umfassender auszuschöpfen, sind gezielte Fördermaßnahmen notwendig, die den systematischen Ausbau entsprechender Angebote und Strukturen unterstützen. Hierbei sollte der Fokus verstärkt auf einer integrativen Verbindung beider Handlungsfelder liegen. Innovative, flexible und passgenaue Lösungsansätze sind gefordert, um die noch weitgehend getrennten Systeme stärker miteinander zu verschränken.

Für eine konkrete Umsetzung integrativer Ansätze in der Praxis ist es jedoch entscheidend, dass auch die rechtlichen Rahmenbedingungen entsprechend gestaltet sind. Bestehende Strukturen und gesetzlich definierte, voneinander getrennte Leistungsbereiche und Finanzierungswege erschweren bislang häufig die flexible Nutzung und sinnvolle Verzahnung von Angeboten aus der Offenen Altenhilfe und dem Pflegebereich.

Um hier Lösungen zu entwickeln, sind rechtliche und strukturelle Anpassungen notwendig, die eine bessere Zusammenarbeit über die Sektorengrenzen hinweg ermöglichen. Erste Ansätze dazu wurden in einer Arbeitsgruppe des Deutschen Vereins in einem Empfehlungspapier zum Thema Vernetzung von Altenhilfe und Pflege erarbeitet (Deutscher Verein 2025). Es bleibt spannend, welche Impulse daraus für die weitere fachpolitische Diskussion ent-

stehen, um integrative Versorgungs- und Unterstützungsformen zu fördern und notwendige rechtliche Rahmenbedingungen anzupassen oder neu zu gestalten.

Literatur

Aner, Kirsten (2020): Soziale Altenhilfe als Aufgabe Sozialer (Alten-)Arbeit. In: Aner, Kirsten, Karl, Ute (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter. VS-Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden, S. 29-54.

Braeseke, Grit (2025): Prävention in der Pflege. Impulse für eine präventive Neuausrichtung des SGB XI. Diskussionspapier für den PKV-Verband. Berlin. https://www.generationengerechte-pflege.de/fileadmin/user_upload/PDF-Dokumente/IGES_Diskussionpapier_Pr%C3%A4vention_Pflege_Sep_2025.pdf [Zugriff 16.10.2025].

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e. V. (2025): Empfehlungen des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V. für eine integrierte Senior*innenpolitik: Vernetzung von Altenhilfe- und Pflegestrukturen vor Ort. https://www.deutscher-verein.de/fileadmin/user_upload/dv/pdfs/Empfehlungen_Stellungnahmen/2025/DV-3-25_Vernetzung_von_Altenhilfe-und_Pflegestrukturen.pdf [Zugriff am: 15.06.2026].

Kuhlmey, Adelheid, Budnick, Andrea (2024): Prävention in der Pflege gestalten: Pflegebedürftigkeit vermindern, Selbstständigkeit erhalten.

In: Schwinger, Antje, Kuhlmey, Adelheid, Greß, Stefan, Klauber, Jürgen, Jacobs, Klaus, Behrendt, Susann (Hrsg.): Pflege-Report 2024. Springer, S. 99–107. https://doi.org/10.1007/978-3-662-70189-8_7 [Zugriff 17.10.2025].

Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration (Hrsg.) (2023): Landespflegebericht Bremen 2023 – Kommunale Pflegeberichterstattung der Städte Bremen und Bremerhaven. Bremen. Verfügbar unter: <https://www.soziales.bremen.de/sixcms/media.php/13/Landespflegebericht%20Bremen%202023%20-%20Kommunale%20Pflegeberichterstattung%20der%20St%C3%A4dte%20Bremen%20und%20Bremerhaven.pdf> [Zugriff: 16.10.2025].

Unabhängige Sachverständigenkommission (2025): Alt werden in Deutschland – Vielfalt der Potenziale und Ungleichheit der Teilhabechancen. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Online verfügbar unter: <https://www.bmfsfj.de/resource/blob/158484/9-altersbericht-data.pdf> [Zugriff am: 18. Oktober 2025].

Herausforderungen und Handlungsstrategien in der Offenen Altenarbeit aus Sicht von Fachkräften. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung in der Stadt Bremen

Irena Medjedović

Prof. Dr. Irena Medjedović ist Professorin für Praxisforschung in der Sozialen Arbeit an der Fakultät Gesellschaftswissenschaften der Hochschule Bremen. Ihre Arbeits- und Interessenschwerpunkte umfassen Fragen der Anwendung und der Methodologie Empirischer Sozialforschung sowie Themen der Sozialgerontologie/Sozialen Altenarbeit.

irena.medjedovic@hs-bremen.de



1 Einleitung

Im Unterschied zur Altenpflege ist die sog. Offene Altenarbeit selbst in Fachkreisen weniger bekannt (Harrer 2022, 43). Auch anders als die Pflege, hat sie ihre rechtliche Grundlage im zwölften Sozialgesetzbuch (SGB XII), also im Rahmen der „Sozialhilfe“, in einem eigenständigen Paragraphen: dem mit „Altenhilfe“ betitelten § 71. Dieser formuliert den Auftrag an die Kommunen, Leistungen und Angebote vorzusehen, die dazu beitragen, dass Menschen auch nach dem Übergang in den Ruhestand am gesellschaftlichen Leben teilhaben – sei es etwa durch den Besuch von Begegnungsstätten, die Betätigung in selbst organisierten Gruppen und Aktivitäten oder die Übernahme neuer Aufgaben in Form bürgerschaftlichen Engagements.

Gleichzeitig gibt es keine bundeseinheitlichen Entwicklungen, geschweige denn Mindeststandards – mitunter eine Folge des Altenhilfeauftrags, der rechtlich sehr schwach geregelt ist und den Kommunen große Gestaltungsspielräume lässt. Entsprechend wird die Offene Altenarbeit je nach Kommune sehr unterschiedlich ausgestaltet (BMBFSJ 2016, Stratmann 2021) – mit einem nicht geringen Anteil von Kommunen (nämlich 20%), deren „Miteinsatz [für Angebote der Offenen Altenarbeit] gegen Null tendiert“ (Stratmann 2021, 5). Dabei sehen Interessenvertretungen und Sozialverbände aktuell „in der Gestaltung einer Infrastruktur für das gute Älterwerden eine der drängendsten Aufgaben in den Kommunen“ (Deutscher Verein 2024, 3; vgl. auch Stratmann 2023).

Etliche Kommunen nehmen die Offene Altenarbeit jedoch mittlerweile ernster und gestalten sie neu. Beispielsweise gilt längst nicht mehr, dass dieses Handlungsfeld vornehmlich jüngere Alte bzw. Personen adressiert, bei de-

nen noch kein wesentlicher Hilfe- und Pflegebedarf vorliegt. Denn das altenpolitische Prinzip „ambulant vor stationär“ hat auch Auswirkungen auf die Offene Altenarbeit: je mehr Menschen auch im hohen Alter und bei Hilfe- und Pflegebedarf in der eigenen Wohnung verbleiben sollen (und wollen), desto mehr ist auch die offene Altenhilfe gefragt, dies zu ermöglichen (vgl. den Beitrag Krawitz in diesem Band). Neue Strategien angesichts steigender Altersarmut, Einsamkeit und Hilfebedürftigkeit vor allem der Hochaltrigen werden gesucht; aufsuchende Ansätze und Vernetzung im Stadtteil kommen als neue Anforderungen hinzu.

Neben diesen neuen Anforderungen erfährt das Handlungsfeld allerdings schon seit Jahren *weitere Herausforderungen*: Der letzte für die Stadtgemeinde Bremen erstellte Alten(hilfe)plan stammt aus dem Jahr 2007 und identifiziert bereits damals einige Bedarfe für die Weiterentwicklung bestehender Konzepte der Offenen Altenarbeit. So werden bestimmte ältere Menschen (insbes. mit Migrationsgeschichte, ältere Männer, Menschen mit Behinderungen) kaum bis nicht erreicht; nachrückende Generationen älterer Menschen fühlen sich immer weniger angesprochen, altersspezifische Angebote zu besuchen oder auch, Gruppenleitungen innerhalb von Begegnungsstätten zu übernehmen bzw. sich auf ein längeres Ehrenamt verpflichten zu lassen; eine stärkere Öffnung der Offenen Altenarbeit zum Gemeinwesen und für alle Generationen sowie neue Formen des ehrenamtlichen Engagements werden angemahnt (SAFGJS 2007, 77-80). Der Altenplan benennt damit Herausforderungen, die für die Offene Altenarbeit insgesamt und heute noch gelten (vgl. BMBFSJ 2016, 2025; Heinemann/Medjedovic 2019).

Das Ziel des vorliegenden Beitrags besteht nun darin zu untersuchen, wie vor dem Hintergrund der relativen Offenheit des gesetzlich formulierten Altenhilfeauftrags einerseits und den skizzierten Herausforderungen andererseits die offene Altenhilfe in der Stadt Bremen umgesetzt wird. Im Fokus steht dabei die Perspektive der institutionellen Akteur:innen der Offenen Altenarbeit: die der Fachkräfte und deren alltägliche Praxis. Dabei wird folgenden Fragen nachgegangen:

- Wie stellen sich die Strukturen und die Herausforderungen der offenen Altenhilfe in der Stadt Bremen dar?
- Wie zeigen sich die Herausforderungen im professionellen Alltag der Bremer Einrichtungen?
- Wie gehen die Fachkräfte mit ihnen um? Welche Handlungsstrategien lassen sich herausarbeiten?
- Welche Handlungsbedarfe für die Offene Altenarbeit ergeben sich?

Die Antworten auf diese Fragen basieren auf Ergebnissen des Forschungsprojekts AnofA „Altern in Bremen – eine qualitative Untersuchung zu offenen Angeboten der Altenhilfe in der Stadt Bremen“¹ Im Rahmen des Projekts wurden qualitative Interviews mit Fachkräften der Offenen Altenarbeit in Bremen geführt. Der vorliegende Beitrag stellt den Bericht des Forschungsprojekts dar und schließt damit an die bereits im März 2025 erfolgte fachöffentliche Vorstellung und Diskussion der Studienergebnisse im Rahmen des „Weser-Salon Soziale Arbeit“ in Bremen an.

Bevor das konkrete methodische Vorgehen (Kap. 3) und die Forschungsergebnisse (Kap. 4) dargestellt werden, ist es unerlässlich, zunächst den gesetzlich definierten Auftrag der offenen Altenhilfe (2.1) – somit auch Grundlage der Offenen Altenarbeit in Bremen – näher zu bestimmen. Anforderungen in der täglichen Praxis der Fachkräfte entstehen ferner aus der Arbeit mit den alten Menschen selbst – einer heutzutage in Deutschland hoch diversen Zielgruppe (2.2) – als auch in Folge von Entwicklungen, die auf der konzeptionellen Ebene als neue Erwartungen an Einrichtungen und Fachkräfte im Handlungsfeld formuliert werden (2.3).

2 Hintergrund

2.1 Altenhilfe nach § 71 SGB XII: Auftrag und zugleich Offenheit

Das Alter als eigenständige Lebensphase ist historisch gesehen ein relativ junges Phänomen. Es hängt stark mit den Entwicklungen der kapitalistischen Gesellschaft, der Industrialisierung und der Entwicklung sozialer Alterssicherungssysteme zusammen. Rechtlich eingeführte Altersgrenzen (in der BRD mittlerweile von 67 Jahren) markieren ein Ausscheiden aus dem Erwerbsleben und den Übergang in den sog. Ruhestand. Damit vergesellschaftet sich eine von der individuellen Beschaffenheit und Situation der Menschen absehbare „Lebensphase Alter“ (vgl. Bäckes/Clemens 2013, 24 ff.; Klie 2017: 276).

Als Bestandteil der sozialen Daseinsvorsorge ist mit der sog. „Altenhilfe“ im § 71 SGB XII eine sozialrechtliche Grundlage gegeben, die sich auf Menschen in dieser Lebensphase bezieht und ihnen die gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen soll. Den Kommunen kommt in diesem Rahmen die Aufgabe zu, entsprechende Leistungen zur Prävention und Bewältigung von Problemlagen im Alter sowie zur sozialen Teilhabe alter Menschen vorzuhalten. Dem in der Altenhilfe benannten Leistungsspektrum (§ 71 SGB XII, Abs. 2) sind die gesellschaftlich typischen Lebens- und Problemlagen dieser Lebensphase zu entnehmen: So geht es um Betätigung und Engagementförderung (Nr. 1), bedürfnisgerechtes Wohnen (Nr. 2), Beratung und Unterstützung im Vor- und Umfeld von Pflege (Nr. 3) sowie zu altersgerechten Diensten (Nr. 4) und nicht zuletzt um den großen Bereich von Bildung, Kultur und soziale Beziehungen (Nr. 5 und 6). *Angebote der Begegnung, Vernetzung und Bildung* werden explizit ausgeführt als „Leistungen zum Besuch von Veranstaltungen oder Einrichtungen, die der Geselligkeit, der Unterhaltung, der Bildung oder den kulturellen Bedürfnissen alter Menschen dienen“ (Abs. 2, Nr. 5).

Eine weitere gesetzliche Spezifizierung der kommunalen Altenhilfe und ihrer Leistungen erfolgt jedoch nicht.² Wie (und ob) die Kommunen diesem Auftrag nachkommen, welche der beschriebenen Leistungen sie in welcher Form fördern, liegt im kommunalen Ermessen. In der Folge gibt es je nach Kommune sehr unterschiedliche Ausgestaltungen (vgl. Stratmann 2021). *Kernfragen* dieser Ausgestaltung berühren im Wesentlichen die *Altenhilfeplanung* (Gibt es überhaupt eine? Erfolgt sie partizipativ? Als integrierte Sozialplanung?), die *Institutionalisierung* (z.B.: Soll

¹ Gefördert durch die Hochschule Bremen, F&E-Fonds, Forschungs- und Transfercluster Lebensqualität; Laufzeit: 04/2023 – 03/2024, Team: Prof. Dr. Irena Medjedović (Leitung und Mitarbeit), Elke Heinemann-Gerhardt (freie Mitarbeit) und Anton Tietze (studentische Hilfskraft).

² Diese Vagheit der Altenhilfe wird seit Jahrzehnten von Wissenschaft und Sozialverbänden kritisiert und durch Forderungen nach einem Altenhilfestrukturengesetz begleitet. Erste Schritte, aus dem gültigen Altenhilfeparagrafen konkrete (und einklagbare) Einzelleistungen abzuleiten, sind in Berlin zu beobachten (vgl. Bleck/Engler/Kricheldorf 2025, Klie 2022).

es gesonderte Einrichtungen der Begegnung für alte Menschen geben? Und wenn ja, welche?) und *Finanzierung* (z.B.: Werden die Einrichtungen ausschließlich ehrenamtlich geführt oder durch Fachkräfte, wie professionelle Sozialarbeiter:innen?).

Mit dem Altenhilfeparagrafen ist somit ein klarer, zugleich aber offen zu gestaltender Auftrag an die Kommunen erteilt (vgl. auch Hellermann 2022). In der Praxis hat sich eine Bandbreite von Einrichtungen und Trägern etabliert, die nicht unbedingt aus kommunalen Mitteln der Altenhilfe gefördert werden. Neben der klassischen „Senior:innen-Begegnungsstätte“ eines Wohlfahrtsverbandes oder einer Kirchengemeinde finden sich altershomogen oder generationenübergreifend angelegte Treffs und Angebote beispielsweise auch in Stadtteilzentren und Nachbarschaftshäusern, in soziokulturellen Einrichtungen wie Bürgerhäusern sowie in Mehrgenerationenhäusern und Familienzentren. Selbstorganisierte oder von Wohnungsbaugesellschaften organisierte Bewohner:innen-Treffs, das örtliche Quartiersmanagement, Moscheen und Migrant:innen-Organisationen sind Beispiele für weitere Orte, an denen gezielt Arbeit mit alten Menschen stattfindet. (vgl. Harrer 2022, Karl/Kolland 2020)

Vor dem Hintergrund einer damit gesetzlich bedingten Offenheit und Diversität von Altenhilfestrukturen, stellt sich die Frage, wie die Stadt Bremen ihren kommunalen Altenhilfeauftrag umsetzt und damit die Strukturen gestaltet, in denen die offene Soziale Altenarbeit stattfindet und die Fachkräfte agieren (können).

2.2 Diversität der Zielgruppe(n)

Der Auftrag der Altenhilfe bezieht sich im Prinzip auf alle Menschen im Alter. Angesichts einer hohen Diversität – hinsichtlich der Lebenslagen, aber auch der Lebensstile – der Menschen, die in diese Lebensphase(n)³ fallen, kann allerdings nicht von *einer* Zielgruppe gesprochen werden, die von den Leistungen zur sozialen Teilhabe profitieren (können) sollen. Spezifische Lebens- und Problemlagen werden seit den 1990er Jahren mit dem sog. „*Strukturwandel des Alters*“ (vgl. Tews 1993) beschrieben.

Dieser Altersstrukturwandel zeitigt auf der einen Seite gesellschaftlich positive Effekte für das Alter wie *Langlebigkeit bei relativer Gesundheit, Aktivität und Selbstbestimmtheit*. Die nachberufliche Phase ist heute die potenziell längste Lebensphase. Den sog. „*jungen Alten*“ werden viele Potenziale zugeschrieben. Im Vergleich zu früheren

Altengenerationen sind sie deutlich gesünder und anspruchsvoller in ihrer Lebensgestaltung. Sie werden wahrgenommen – und nehmen sich auch selbst wahr – als fit, aktiv und selbstbestimmt. (vgl. Pichler 2020, Schroeter/Künemund 2020)

Demgegenüber stehen jedoch negative Effekte, die viele Menschen im Alter (be)treffen: *Altersarmut*: Immer mehr Menschen erwartet (auch) im Alter und verstärkt Armut. Ein Anstieg der Altersarmut wird in den kommenden Jahren und Jahrzehnten vor allem die sog. Baby-Boomer (Geburtsjahrgänge 1956-1965) treffen. *Singularisierung*: Viele und immer mehr Menschen im Alter leben allein und isoliert. Sich einsam zu fühlen, ist zwar keine zwangsläufige Folge, aber wahrscheinlicher – vor allem wenn körperliche Einschränkungen oder eine monetäre Armutslage vorliegen. *Hochaltrigkeit*: Mit dem hohen Alter steigt das Risiko körperlicher Beeinträchtigungen und Erkrankungen (Multimorbidität, Gebrechlichkeit, Demenz, aber auch Depressionen sind mit dem hohen Alter assoziiert, Pflegebedürftigkeit droht). *Entberuflichung*: Berufliche Entpflichtung bedeutet für viele Menschen auch Verlust von gewohnten Alltagsstrukturen, dem Gefühl von Wertschätzung und Sinn. (vgl. Tews ebd.; sowie: Alisch/Kümpers 2022, BMFSFJ 2025, Falk et al. 2024)

Hinzu kommt eine starke *soziale Ungleichheit*: Denn ob Menschen das hohe Alter tatsächlich erreichen, wie gesund und aktiv sie sind, auf welches soziale Netzwerk sie zurückgreifen können, hängt stark von ihrem sozioökonomischen Status im mittleren (und meist schon im frühen) Lebensalter ab. Eine lebenslang erfahrene Armut setzt sich im Alter fort oder kumuliert sogar – eine Armutslage, die für die betroffenen Menschen in der Regel nicht mehr revidierbar ist. Auch andere, auf einer horizontalen Ebene sozialer Ungleichheit verortete Benachteiligungen verstärken die Problemlagen für bestimmte Menschen. So sind besonders *Frauen* im Alter betroffen von Armut und Singularisierung. *Ältere Menschen mit Migrationsgeschichte*, die in Deutschland die mittlerweile am schnellsten wachsende Gruppe der Älteren darstellt, unterliegen mehrfachen Benachteiligungen (Armut, Bildung und Gesundheit). Der aktuelle Altersbericht macht zudem auf die prekären und bislang (in der Altenhilfe) zu wenig berücksichtigten Lebenslagen von *Menschen mit lebenslanger Behinderung* sowie *LSBTI*-Personen* aufmerksam. (vgl. Alisch/Kümpers 2022, BMFSFJ 2025, Falk et al. 2024)

Es stellt sich die Frage, wie sich die skizzierten unterschiedlichen Lebens- und Problemlagen alter Menschen im Alltag der Altenhilfe zeigen – soll sie doch „dazu beitragen,

³ Im sozialgerontologischen Diskurs wird eigentlich nicht nur von einer Lebensphase gesprochen. Regelmäßige Unterscheidungen differenzieren mindestens ein „junges Alter“ oder „Alter“ gegenüber dem „hohen Alter“. Andere Konstruktionen von Idealtypen unterscheiden das „dritte Alter“,

„vierte Alter“ und das „fünfte Alter“, die jeweils versuchen, die soziale Wirklichkeit des Alterns begrifflich zu veranschaulichen und zu ordnen (vgl. Schroeter/Künemund 2020, 554).

Schwierigkeiten, die durch das Alter entstehen, zu verhüten, zu überwinden oder zu mildern“ (§ 71 SGB XII, Abs. 1). (Wie) Erreichen die Kommunen und die Fachkräfte in den Begegnungszentren die unterschiedlichen Zielgruppen? Welche ‚Antworten‘ finden sie im Umgang mit den verschiedenen Problemlagen der Menschen?

Angesichts der schwach gesetzlich geregelten und finanzierten Altenhilfestrukturen gibt es zu diesen Fragen kein bundesweit einheitliches Bild, geschweige denn Standards.

2.3 Trends auf der konzeptionellen Ebene

Auf der konzeptionellen Ebene können gewisse *Trends* ausgemacht werden, die zum Teil mit den veränderten Zielgruppen und dem Wandel der Altersbilder begründet werden, zum anderen Teil auf sozialpolitische Initiativen und Bundesmodellprojekte zurückzuführen sind. Die Leitbilder und die Anforderungen an die Altenarbeit verändern sich entsprechend.

Institutionell vorgegebene und strukturierte Angebote weichen zunehmend einer Konzeption von Altenarbeit, die sich unter den Stichworten *Interessen- und Bedarfsorientierung sowie Selbstorganisation, Selbstbestimmung und Engagement(förderung)* zusammenfassen lässt. Die Themen und Aktivitäten kreisen nunmehr nicht hauptsächlich um das Alter(n), selbst gewählte und organisierte Projekte nehmen mehr Raum ein, altershomogene Gesprächskreise verlieren praktisch mehr an Bedeutung.

Diese Entwicklung geht u.a. darauf zurück, dass die „neuen, jungen Alten“ klassische, als betreute Alten-Aktivitäten wahrgenommene Angebote insgesamt zunehmend ablehnen und besonders diejenigen unter ihnen, die dem finanziell eher abgesicherten und bildungsgewohnten Teil der Altenpopulation angehören, stärker auf Autonomie, Engagement und persönliche Entfaltung setzen (vgl. Denninger et al. 2014, 224 ff.; Kade 2009, 31).

Die Politik hat zu dieser Entwicklung beigetragen, indem sie die Eigenverantwortung der Alten und v.a. deren bürgerschaftliches Engagement immer wieder im öffentlichen Diskurs einfordert und über verschiedene Bundes- und Landes-Modellprogramme fördert. Beispiele für geförderte und etablierte Modelle des neuen, anvisierten „Unruhestands“ sind etwa „Seniorenbüros“ (als Modellprogramm 1993 vom BMFSJ initiiert), die soziales Engagement und Selbsthilfe befördern, das Anschlussprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“ (Laufzeit 2002-2006), in dem sog. „seniorTrainerinnen“ zu ehrenamtlich Verant-

wortlichen für das freiwillige Engagement im Gemeinwesen qualifiziert wurden oder auch die selbstorganisierten ZWAR-Netzwerke in NRW, die Kommunen und Wohlfahrtsverbände bei der Sozialen Altenarbeit beraten und unterstützen. In ihrer Stellungnahme zum fünften Altenbericht (vgl. BMFSFJ 2005) stellte die Bundesregierung sog. Mehrgenerationenhäuser als eine (zentral geförderte) Infrastruktur vor, mit der das bürgerschaftliche Engagement im Alter erschlossen werden soll. Mit der seitdem flächendeckenden Schaffung von Mehrgenerationenhäusern rückte die Förderung von Begegnung und Kommunikation zwischen den Generationen (außerhalb der Familie), nämlich zur *Stärkung nachbarschaftlicher Beziehungen und Unterstützung zwischen Jung und Alt*, in den Fokus. (vgl. Aner 2020; Harrer 2022; Karl/Kolland 2020, 112-114)⁴

Parallel (und passend) zu diesen Entwicklungen, die sehr stark auf das bürgerschaftliche Engagement der Älteren und dessen Förderung setzen, wird ein „*Wandel des Ehrenamts*“ als Herausforderung für die Wohlfahrtspflege diskutiert. Diesem zufolge weiche das klassische Ehrenamt als altruistische „Hilfe für andere“ einem eher selbstbezogenen Engagement, in dem es um die Verwirklichung persönlicher Interessen gehe. Die neue Generation der „jungen Alten“ bevorzuge ein zeitlich befristetes, klarer an den eigenen Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen orientiertes Betätigungsfeld (vgl. Stelling 2003, 36 f.). Für Organisationen der Offenen Altenarbeit bedeutet dies, entsprechende Formen der Engagementförderung konzipieren zu müssen. Auch werde es schwieriger, Ehrenamtliche etwa für längerfristige Aufgaben, Verwaltungsaufgaben oder Leitungsfunktionen zu finden (Schubert 2025, 176), worauf die Einrichtungen – angesichts der üblichen Förderstrukturen (siehe oben) – jedoch häufig angewiesen sind.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Trends sehen sich Kommunen und Träger vor der Aufgabe, auch ihre klassischen Altenhilfeeinrichtungen und -maßnahmen stärker für die Beteiligung der Zielgruppe(n), zum Gemeinwesen hin und für alle Generationen zu öffnen sowie neue Formen des ehrenamtlichen Engagements zu entwickeln. Auch hier stellt sich die Frage, wie sich diese Herausforderungen in der Praxis der Bremer Kommune und Einrichtungen zeigen und mit welchen Handlungsstrategien die Fachkräfte ihnen begegnen?

3 Methodisches Vorgehen

Um den Fragestellungen nachzugehen, wurde ein qualitatives Vorgehen gewählt. Die Felderschließung orientierte

⁴ Dies schließt nicht zuletzt auch eine Vernetzung im Sozialraum mit anderen sozialen Einrichtungen und eine Verschränkung zwischen Altenhilfe und -pflege ein, sodass über nachbarschaftliche Netzwerke und peer-to-

peer-Unterstützung neue Versorgungsbünde im Quartier“ entstehen (Harrer 2022, 46). Siehe hierzu auch den Beitrag von Krawitz in diesem Band.

sich an der Grounded Theory (Strauss 1998, Strauss/Corbin 1996, Strübing 2022), welches ein relativ offenes Vorgehen beschreibt, indem schrittweise, also nach Kenntnisstand und Erkenntnisprozess im Forschungsprozess über die Auswahl des – jeweils nächsten – Datenmaterials entschieden wird. Im Ergebnis können drei empirische Grundlagen unterschieden werden:

Dokumentenanalyse und Fachgespräch mit der Senatorischen Stelle

Zunächst wurden bereits vorliegende relevante Studien und Dokumente zur Bremer Altenhilfe recherchiert, gesichtet und ausgewertet sowie ein Interview mit der zuständigen senatorischen Stelle geführt. Dieser Erhebungs- und Auswertungsschritt zielte darauf, die Altenhilfestrukturen in Bremen aus behördlicher Perspektive zu ermitteln. Daneben dienten die Ergebnisse dieses Arbeitsschritts auch einer geeigneten bzw. theoretisch begründeten (im Sinne des „Theoretical Sampling“, vgl. Strauss 1998: 70 f.) Auswahl der Interviewpartner:innen für die weiteren Fachgespräche und Einrichtungsbefragung. Gleichzeitig wurde die Interviewperson auch für die Unterstützung beim Zugang zu weiteren Interviewpartner:innen angesprochen. Sie fungierte somit als „Gate-Keeper:in“ (Merkens 2019: 288) bei der Kontaktaufnahme mit den Einrichtungen.

Interviews mit Fachkräften aus geförderten Begegnungszentren (BZ)

Anknüpfend an Erkenntnisse aus dem ersten Erhebungsschritt wurden Begegnungszentren und Treffs angeschrieben, die über die Behörde als „Begegnungs-Zentrum“, „Begegnungszentrum plus“ oder „Begegnungs-Treff“ gefördert werden (vgl. Abb. 1).⁵

Geplant waren ursprünglich zwei Gruppeninterviews mit Mitgliedern der sog. „AG Qualität“, eine Arbeitsgruppe, in der sich Vertreter:innen der geförderten Träger von BZ und Treffs vierteljährlich mit der behördlichen Ansprechperson austauschen. In der Kontaktaufnahme wurden alle 16 Mitglieder (des E-Mail-Verteilers) der Arbeitsgruppe angemalt und jeweils zu einem Termin der beiden anvisierten Gruppeninterviews an der Hochschule eingeladen. Da die Resonanz auf diese Einladungen kleiner ausfiel als

geplant, wurde dazu übergegangen weitere Interviewpartner:innen gezielt für weitere Termine anzusprechen.

Im Ergebnis wurden in insgesamt drei Terminen fünf Fachkräfte (in Gruppen oder einzeln) interviewt. Dabei repräsentieren die interviewten Fachkräfte unterschiedliche Träger bzw. Trägertypen von Begegnungszentren in Bremen (AMeB, DRK, Bremer Bürgerhäuser, Nachbarschaftsvereine)⁶, wie auch die unterschiedlichen behördlich definierten Förderstrukturen (alle drei BZ-Typen sind vertreten). In den Interviews ging es schwerpunktmäßig darum, den ‚normalen‘ Arbeitsalltag zu rekonstruieren und zu ergründen, was die mit ihm verbundenen Anforderungen für Herausforderungen bedeuten und welche Handlungsstrategien die Fachkräfte entwickelt haben und praktizieren.

Interviews mit weiteren Akteur:innen der Offenen Altenarbeit

Die Dokumentenanalysen und die ersten Interviews ergaben, dass in Bremen weitere Träger und Institutionen in der Offenen Altenarbeit tätig bzw. für diese bedeutsam sind, als über die „AG Qualität“ bzw. die Förderstrukturen von BZ erfasst werden. Als sozusagen ‚überbetriebliche‘ Akteur:innen sind dies Organisationen wie

- die „Fachstelle Alter“ der „Bremischen Evangelischen Kirche“ (BEK), die geförderte und nicht geförderte BZ in Kirchengemeinden in ganz Bremen berät,
- das „Zentrum für Migranten und Interkulturelle Studien e.V.“ (ZIS), einem zentralen Akteur spezifisch für die Zielgruppe(n) der postmigranti-schen Senior:innen,
- die „Aufsuchende Altenarbeit – Hausbesuche“, ein bereits seit 2009 bestehendes Angebot verschiedener sozialer Einrichtungen⁷,
- die „Seniorenvertretung in der Stadtgemeinde Bremen“ als verfasste Interessenvertretung der Bremer Senior:innen.

Mit insgesamt sieben Vertreter:innen dieser Organisationen wurden weitere vier Interviews realisiert.

⁵ Wenn im Folgenden lediglich „Begegnungszentren“ oder „BZ“, also ohne ausdrückliche Differenzierung, benannt werden, sind damit die Begegnungszentren allgemein, also auch BZplus und Treffs gemeint.

⁶ Zum Erhebungszeitpunkt wurden 31 Begegnungszentren und Treffs im Rahmen der kommunalen Altenhilfe nach § 71 SGB XII gefördert, davon waren zwölf in Trägerschaft des Vereins „Aktive Menschen e. V. (AMeB)“, acht in Trägerschaft der Diakonie, fünf von Bremer Bürgerhäusern getragen, und jeweils zwei in Trägerschaft des Deutschen Roten Kreuzes sowie

von selbstorganisierten Vereinen (Nachbarschaftsvereine). (vgl. SASJI 2023, 127)

⁷ Dieses Angebot wurde Anfang des Jahres 2026 abgelöst zugunsten der „Bremer Hausbesuche / Aufsuchende Altenarbeit“ (Näheres zu dem neuen Angebot: <https://www.soziales.bremen.de/soziales/aeltere-menschen/hausbesuche-134946>, Zugriff: 7.5.2026)

Methodisch handelt es sich bei allen Interviews um „problemzentrierte Interviews“ mit Expert:innen (vgl. Witzel 2000, Meuser/Nagel 1991). Zur Strukturierung der Interviews wurde ein Leitfaden entwickelt. Für diesen *Leitfaden* wurden die Fragestellungen der Untersuchung (vgl. Kap. 2) in vier Leitthemen umgesetzt und in einer einfach gehaltenen Mindmap angeordnet (vgl. Abb. 2 im Anhang). Diese Mindmap erleichterte den flexiblen Einsatz der Leitthemen im Gespräch, welches vor allem durch die Erzählungen und Relevanzsetzungen der Befragten gesteuert wurde. Ausgehend von der *Rekonstruktion des (typischen) professionellen Alltags* der Befragten wurde den Gesprächspartner:innen Raum gelassen, um die weiteren, folgenden drei Themen aus ihrer Sicht und Handlungspraxis zu vertiefen: Diversität, Erreichen und Beteiligung der *Zielgruppen/Besucher:innen*, *Selbstorganisation* und *Ehrenamt* und *Kooperation und Vernetzung*. Je nach institutioneller Perspektive flossen vorab recherchierte Besonderheiten als ergänzende Interviewthemen hinzu.

Die Durchführung der Interviews erfolgte im Zeitraum Mai bis August 2023. Sie dauerten in der Regel zwischen einer und zwei Stunden und fanden entweder an der Hochschule Bremen oder in den beruflichen Räumlichkeiten der Interviewpartner:innen statt. Vier der Interviews waren Einzelinterviews, die übrigen waren Gruppengespräche mit zwei bis drei interviewten Personen. Alle Gespräche wurden mit informierter Einwilligung der Interviewten vollständig aufgezeichnet und wortwörtlich (vorwiegend standardorthografisch) transkribiert, wobei Unterbrechungen, Pausen und parasprachliche Elemente wie Lachen notiert wurden (vgl. das einfache Transkriptionssystem nach Dresing/Pehl 2015, 20 ff.). Darüber hinaus wurde auf eine aufwendige Form der Notation verzichtet, was gerade bei Expert:innen-Interviews als Abkürzungsstrategie sinnvoll ist (Meuser/Nagel 1991, 455). Für die Anonymisierung der Transkripte wurde versucht, die personen- oder einrichtungsidifizierenden Informationen möglichst mit geeigneten Pseudonymen zu ersetzen, die die relevanten inhaltlichen Informationen verallgemeinern und dadurch erhalten (vgl. Medjedović/Witzel 2010, 149 ff.).

Die Auswertung des empirischen Materials erfolgte einerseits entsprechend den Grundlinien der „Grounded Theory“ parallel zur Interviewführung, indem unmittelbar nach jedem Interview „Postskripte“ (vgl. Witzel 2000, 10) sowie in einzelnen Erhebungsetappen vorläufige Auswertungsideen und theoretische Notizen im Sinne der sog. „Memos“ (vgl. Strauss/Corbin 1996: 169 ff.) erstellt wurden. Diese Memos steuerten zugleich die beschriebenen Entscheidungen innerhalb der Erhebungsphase. Ausführliche Fallanalysen und die fallübergreifende Analyse (vgl. Witzel 1996) schlossen sich andererseits erst nach Abschluss der Erhebung aller Interviews an.

Im Auswertungsprozess dienten die Leitfadenthemen als deduktiv angelegte, aber relativ theoriearme und großflächige Begriffe. Diese Kategorien besitzen eine heuristische Funktion im Sinne eines „Containers“, also um Textstellen thematisch zu identifizieren, zu systematisieren und zu sammeln (vgl. Medjedović/Witzel 2005, 32). Gleichzeitig wurden über die offene und sensibilisierend-theoriegeleitete Zeile-für-Zeile-Analyse jedes Transkripts nach fallspezifischen „zentralen Themen“ (vgl. Witzel 1996, 65 ff.) (innerhalb der thematisch-offenen Kategorien) gesucht, was soviel meint wie häufiger auftauchende Themen, Begründungs- und Handlungsmuster und vorläufige Erklärungszusammenhänge zu entdecken. Der Fallvergleich erweitert diese Analyse, indem nach Ähnlichkeiten, Varianten oder auch Unterschieden und Gegenevidenzen in den Ausprägungen der Einzelfallthemen gesucht wird; ergänzt um den Abgleich mit Strukturkategorien, die in der vorliegenden Studie die Organisationsebene betrafen (wie Träger, Förderstruktur etc., vgl. oben). Die Entwicklung fallübergreifender zentraler Themen bzw. zentraler Muster (Kernkategorien) ist das Ziel dieses Analyseschritts (vgl. ebd.).

In der vorliegenden Studie war beispielsweise ein häufiges auftauchendes Thema das Selbstkonzept der Fachkräfte gegenüber ihrem Auftrag und der Zielgruppe, welches zu jeweils ähnlichen oder unterschiedlichen Arbeitsweisen führt. Im Fallvergleich wurden erst die unterschiedlichen Ausprägungen des Selbstkonzepts deutlich, die aber verknüpft werden konnten mit anderen Dimensionen wie Auftrag und konzeptioneller Ausrichtung der Einrichtung, den tatsächlich erreichten Zielgruppen und deren Vulnerabilität. Einschränkend ist allerdings festzuhalten, dass das an dieser Stelle formulierte Interpretationsergebnis (der unterschiedlichen Typen von BZ, vgl. 4.1.2) nicht bis zur theoretischen Sättigung abgesichert werden konnte. Weitere Interviews wären hierfür sinnvoll.

4 Ergebnisse

Die Darstellung der Ergebnisse erfolgt entlang von vier ausgewählten Themen: (4.1) Konzept Begegnungszentrum, (4.2) Selbstorganisation und Ehrenamt, (4.3) die Zielgruppe(n) „Ältere Menschen mit Migrationsgeschichte“ und (4.4) Aktuelle „große“ Herausforderungen und Bedarf.

4.1 Konzept Begegnungszentrum

Vor dem Hintergrund der im 2. Kapitel skizzierten Veränderungen innerhalb der Gruppe(n) der älteren Menschen, der Altersbilder und der Förderstrukturen werden offene Einrichtungen spezifisch für ältere und alte Menschen immer wieder in Frage gestellt. Seit Ende der 1970er Jahre kann allein auf der diskursiven Ebene eine bundesweite

Entwicklung vom Alten- über den Senioren- bis hin zum Generationen-Code beobachtet werden (vgl. Karl/Kolland 2020, 112-114). Sozialpolitisch begleitet wird diese Entwicklung durch neue Anforderungen an die Einrichtungen, die beispielsweise Selbstorganisation *statt* Betreuung, partizipative Entwicklung für die Umsetzung von Interessen *statt* vorgegebener Angebote und eine generationsübergreifende Ausrichtung *statt* die Ansprache als Senior:in betonen. Hinzu kommt, dass die Offene Altenarbeit traditionell von den Kommunen als Bereich angesehen wird, in dem vornehmlich auf freiwilliges Engagement und Selbsthilfe gesetzt werden kann, statt professionelle Kräfte zu finanzieren.

Oder anders formuliert: Unterschwellig schwingt die Frage mit, ob „Senior:innen-Begegnungszentren“ nicht ausgedient haben. Konzeptionell teilen sie das Schicksal sog. niedrigschwelliger, offener Ansätze, nämlich dass deren professioneller Charakter weniger offensichtlich ist als in anderen Kontexten Sozialer Arbeit (vgl. Unterkofler 2021, 2). Umso wichtiger ist es, das tägliche professionelle Handeln der Fachkräfte genauer nachzuzeichnen.

Es stellen sich die Fragen, wie die Fachkräfte der Bremer Einrichtungen erstens ihre Arbeit selbst *konzeptionieren* und zweitens welche *Handlungsstrategien* sie in ihrem beruflichen Alltag im Umgang mit den verschiedenen *Herausforderungen* finden.

4.1.1 Ziel: „Begegnung“ gegen Einsamkeit im Alter

In den Interviews mit den Fachkräften der BZ zeigt sich, dass die Zielgruppe erfolgreich anzusprechen, alles andere als ein Selbstläufer ist. „Dieses Konkrete als Treffpunkt für ältere Menschen, da muss man an seiner Relevanz wirklich ein bisschen arbeiten“ (Int. 2, 801 f.), so eine Fachkraft. Die Zielgruppe wird von den Fachkräften nicht als eine homogene Gruppe gesehen, sondern wahrgenommen, dass die Gruppe der Älteren wächst, divers ist und sich deren Bedürfnisse auch verändern.

Die Frage, „was (...) ein Begegnungszentrum aus(macht)“ (Int. 2, 1600), beantworten die Fachkräfte durchaus unterschiedlich. Einheitlich wehren sie sich allerdings gegen ein (an sie herangetragenes) negatives Bild von Senioren-BZ als schlichte Treffpunkte für Kaffeekränzchen und stellen dem das Konzept der *Begegnung als Mittel gegen Einsamkeit im Alter* entgegen (vgl. hierzu den Forschungsbericht von Baumgarten et al. in diesem Band). Corona habe das Problem der Einsamkeit verdeutlicht. Somit seien nicht Kaffee und Kuchen (oder auch der Mittagstisch) für sich wichtig, sondern „dieses Bedürfnis nach Austausch und Kommunikation“ (Int. 2, 1630). Es gehe um das soziale Netzwerk, um „familiäre Zusammenhalte“ (Int. 8, 189) und darum, dass die Menschen „nicht alleine zu Hause“ (Int 2, 1397) sitzen.

Wie stark die Fachkräfte mit der erwähnten empfundenen Diffamierung ihrer Einrichtungen zu tun haben, zeigt sich im Interview ⁷. Die Interviewpartnerin erläutert zum einen die große Vielfalt der heutigen älteren Menschen. So brauche es beispielsweise für die „jungen Alten“ neue, innovative Konzepte, die sie – als Träger – auch praktizieren. Zum anderen gebe es daneben Ältere, die gerne zu klassischen Seniorenkreisen kommen und für die diese Angebote eine wichtige Teilhabefunktion erfüllen:

„Die sind sehr zufrieden mit dem, was sie haben. Und das hat auch, finde ich, eine hohe Berechtigung. Gerade die (.) Seniorenkreise, die ja oft so ein bisschen belächelt werden, dass dann nur Kaffee getrunken wird und nichts. (.) Das stimmt, so finde ich, überhaupt nicht, sondern das ist eine ganz wichtige Vernetzung von älteren und hochaltrigen Menschen, die auch untereinander oft dadurch sehr stark vernetzt sind, die auf sich aufpassen, gegenseitig, die (.) ja da ein gutes Angebot, was sie sonst auch nirgendwo bekommen würden, (.) erfahren.“ (Int. 7, 317-323)

Insgesamt wird in den Interviews deutlich, dass Einsamkeit auch unabhängig vom Stadtteil ein bedeutsames Problem ist, welchem die BZ begegnen wollen. Die Aufgabe stellt sich in Stadtteilen wie Schwachhausen zwar etwas anders dar, da hier viele Ältere noch eher die finanziellen Möglichkeiten der Teilhabe, auch an kostenpflichtigen Angeboten, haben als in den anderen Stadtteilen. Aber auch hier nutzen Ältere gerne beispielsweise Essensangebote, weil sie ansonsten einsam wären. Gleichzeitig beschreiben die Fachkräfte, dass v.a. ältere Menschen mit zunehmendem Alter, abnehmender Mobilität oder geringem finanziellen Spielraum verstärkt von Einsamkeit betroffen sind.

4.1.2 „BZ mit Senior:innen-Code“ versus „BZ mit Bürger:innen-Code“: Unterschiedliche Typen für unterschiedliche Zielgruppen?

Die Bremer Förderstruktur der Begegnungszentren unterscheidet zwischen verschiedenen Typen von Einrichtungen (BZ, BZ plus und Treff) und verknüpft diese mit unterschiedlich hohen Anforderungen (vgl. Abb. 1), die zu erfüllen und nachzuweisen sind.

Abb. 1: Kategorien und Standards der geförderten Bremer Begegnungsstätten

	Begegnungs-Zentren plus*	Begegnungs-Zentren*	Begegnungs-Treffs* (Initiativen)
Öffnungstage:	mind. 5 Tage/Wo.	3 – 4 Tage/Wo.	–
Personal (Leitung):	15 – 19,5 Std./Wo.	7 – 8,5 Std./Wo.	–
sonstiges Personal:	Honorar	Honorar	Honorar
Fläche (für Publikum):	mind. 100 qm	mind. 100 qm	geeignete Räume
Barrierefrei:	ja	ja	ja
offener Treff:	ja	einzelne Tage/Anteil	–
Vernetzung:	ja (verantwortlich)	ja (Teilnahme)	nein (Abstimmung)
Ehrenamtliche:	ja (Gewinn + selbständiger Einsatz)	ja	ja (sind ehrenamtlich)
Beteiligung d. Nutzer:	ja	ja	wenn möglich
Angebotsvielfalt /-umfang	überwiegend eigenes Angebot	weitgehend eigenes Angebot	eingeschränktes Angebot
Zielgruppe – junge Ältere	ja	wenn möglich	nein
Zielgruppe – Männer	ja	wenn möglich	bei Bedarf
Zielgruppe – Migranten	ja	ja	bei Bedarf
Zielgruppe – Hochaltrige	ja	ja	ja
Zielgruppe – Behinderte	ja	ja	bei Bedarf
eigene Projekte:	ja	wenn möglich	–
kostengünstig:	ja	ja	ja
Beratung:	ja	nur Information	nur Information
Fortbildung:	ja	ja	nein

Quelle: SJFIS 2017, 13

Quer zu diesen drei Fördertypen erscheinen andere organisationsstrukturelle Rahmungen ausschlaggebender dafür, welche Menschen tatsächlich erreicht werden.

In eher klassischen Senioren-Begegnungszentren und Treffs, die den „Senior:innen-Code“ nutzen,⁸ sind seltener jüngere und ‚fitte Alte‘ anzutreffen. Diese erweisen sich dagegen als wichtige Einrichtungen für Hochaltrige, während sog. „junge Alte“ eher in Bürgerhäusern bzw. ‚alters-unabhängigen‘ Einrichtungen anzutreffen sind und durch eine andere Ansprache erreichbar sind.⁹

Als ein Moment wird die Bezeichnung festgehalten: Mit „Senior:innen-Begegnungszentrum“ wird eine Identifikation mit dem Alter transportiert, die viele der Zielgruppe nicht teilen. Ins „Bürgerhaus“ gehen die Menschen dagegen lieber, weil Alter nicht im Vordergrund steht. Über das Etikett ‚Alter‘ sei die Zielgruppe nicht mehr zu gewinnen; beispielsweise wird ein Angebot mit „für 55plus“ beworben, damit die 65-Jährigen kommen. Ähnlich wirken auch andere negativ besetzte Begriffe, die folglich vermieden

⁸ Die hier gemeinten Einrichtungen oder Angebote nutzen den „Senior:innen-Code“ nicht unbedingt im Titel. Sie können etwa Begegnungszentrum, Nachbarschaftstreff oder Treff heißen oder auch ein Offener Treff innerhalb eines Quartierszentrums sein. Faktisch sind sie allerdings als alters-homogene Veranstaltungen für Senior:innen konzipiert bzw. finden als solche statt.

⁹ Die mit den Kategorien BZ plus, BZ und Treff verknüpften Standards berücksichtigen diesen Umstand einerseits: In den 2017 formulierten Standards wurde lediglich an BZ plus die Anforderung gestellt, auch junge Ältere zu erreichen. In größere Einrichtungen wie Bürgerhäuser eingegliederte BZ plus fällt dies leichter, nicht nur aufgrund der anderen Ansprache

und ausgetauscht werden, z.B. Typberatung statt Kleidermobil; auch „Hausbesuche“ klingen nach Kontrolle, so eine Fachkraft.

Junge Alte fühlen sich von altersbezogenen Angeboten, worunter auch die Begrifflichkeit „Begegnungszentrum“ gefasst wird (Int. 7, 878 f.)¹⁰, immer weniger angesprochen. Entsprechend wird der Bedarf gesehen, Programmangebote gezielt für jüngere Senior:innen zu konzipieren. Die AWO habe hierfür mit dem „Roten Faden für den Ruhestand“ ein gutes Angebot zum Übergang in den Ruhestand geschaffen (vgl. Int. 2, 1661-1668). Die „Uni der dritten Generation“ gilt zudem als ein Paradebeispiel für eine Angebotsform für die neue Generation Älterer, und auch als ein positives Beispiel, Digitalisierung stärker voranzutreiben: Veranstaltungen können gestreamt werden, was auch gut für Mobilitätseingeschränkte sei (ebd., 1718-1724). Zu vermuten ist allerdings, dass diese Angebote eher Menschen mit positiven Bildungserfahrungen bzw. positivem Bezug auf formelle Bildungsprozesse ansprechen. Unabhängig vom Bildungs- und Einkommenshintergrund der älteren Menschen erscheinen eine partizipative Angebotsentwicklung und die Förderung von Selbstorganisation, wie noch zu erläutern ist, erfolgversprechend in der Arbeit mit den jüngeren Alten.

Die befragten BZ sortieren sich nach zwei grundlegenden Konzeptionen des Auftrags bzw. ihrer Haltung gegenüber der Zielgruppe: „Fürsorge und Hilfe“ versus „Begleiten und Ermöglichen“.

Diese Konzepte korrespondieren *einerseits* mit der angesprochenen grundsätzlichen Ausrichtung der Gesamteinrichtung: Bürgerhäuser stehen in der Tradition der Sozialkultur und Gemeinwesenarbeit, richten sich zielgruppenübergreifend an Bürger:innen und haben es leichter, die Zielgruppe ohne das ‚Alters-Stigma‘ sowohl mit altersspezifischen als auch -unspezifischen Veranstaltungen und Aktivitäten anzusprechen. Ihrer konzeptionellen Ausrichtung entspricht traditionell ein partizipatives Vorgehen (s. dazu den gesonderten Abschnitt 4.2), welches die Förderung von Selbstorganisation – also das „Begleiten und Ermöglichen“ – beinhaltet.

Andererseits zeigt sich in den Interviews, dass die Konzepte von der tatsächlichen Vulnerabilität der Menschen,

und Arbeitsweise. Ein BZ als Bereich innerhalb einer größeren Einrichtung hat potenziell die Möglichkeit, auf weitere Ressourcen zurückzugreifen als BZ, deren Ressourcen allein auf der Förderung für das BZ beruhen. (Ressourcen-Synergieeffekte)

¹⁰ Auch wenn das Begegnungszentrum gegenüber der alten Begegnungsstätte als ein begrifflicher Fortschritt festgehalten wird, wird vermutet, dass auch dem neuen „Zentrum“ noch der alte Ruf der „Stätte“ anheftet, womit die Zielgruppe etwas Betreuendes verbindet und ablehnt. (vgl. Int. 7, 884-891)

mit denen die Fachkräfte arbeiten, abhängen. Einrichtungen, in denen sich die Besucher:innen über die Aufsuchende Altenarbeit durch dieselben Fachkräfte rekrutieren, sind zumeist hochaltrig, allein lebend und stärker von (multiplen) Problemlagen betroffen. Dies liegt darin begründet, dass die Aufsuchende Altenarbeit einen tatsächlichen Hilfebedarf als ein Kriterium definiert. Die Angebote eines Begegnungszentrums oder eines Treffs erweisen sich in diesen Fällen als *passende Ergänzung zur Aufsuchenden Altenarbeit* und deren Zielsetzung, „die alten Leute nach draußen [zu] bringen, weil sonst zu viele Leute einsam zu Hause sitzen“ (Int. 5, 17 f.) und „um [diese] Menschen drum herum ein Netzwerk, ein Netz drum herum [zu] spinnen“ (Int. 8, 109 f.).

Beide Typen von Einrichtungen bedienen damit wichtige Bedarfe von älteren Menschen. Wie sie dies tun, unterscheidet sich durchaus – etwa in der Frage, welche Angebote sie anbieten und wie sie diese entwickeln (siehe 4.1.4). Bevor auf diese Unterschiede eingegangen wird, sollen aber zunächst die gemeinsamen Grundlagen der täglichen Arbeit der Fachkräfte mit den Menschen in den BZ dargestellt werden.

4.1.3 „Niedrigschwellige“ Orte der Beratung und Unterstützung älterer Menschen

Die Beziehungsgestaltung ist ein wesentliches Element jeglicher professionellen Tätigkeit, die sich hauptsächlich über die Arbeit mit Menschen realisiert. In der Sozialen Arbeit ist sie unter Begriffen wie „*Beziehungsarbeit*“ gefasst und ein Bestandteil von Professionalität und professionellem Handeln. Leitend ist die Erkenntnis, dass es ein „Arbeitsbündnis“ braucht, wenn Menschen Hilfen annehmen sollen (vgl. z.B. Müller 2012, 56-63). In offenen, sog. ‚niedrigschwelligen‘ Angeboten der Sozialen Arbeit verfolgen Fachkräfte dies über das Schaffen von „Gelegenheiten“ (vgl. Müller 2011) bzw. verschiedene Strategien des „Ansprechbar-Sein, Dran-Sein und Dran-Bleiben“ (vgl. Unterkofler 2021). Auch über eine sog. informelle Biografiearbeit, die also „nebenbei“ stattfindet, können Zugänge zu den Menschen erschlossen werden (Miethe 2017, 32). Auf dieser Basis kann erst eine *Beratung* stattfinden, die in der Offenen Arbeit zumeist den Charakter von „Beratung zwischen Tür und Angel“ (Hollstein-Brinkmann/Knab 2016) annimmt; und im Unterschied zu anderen, stärker formellen Beratungskontexten sich über längere Zeitspannen und somit als „(all)tägliches Begleiten von Lebensgeschichten“ (Unterkofler 2021, 16) der Menschen vollzieht.

Es verwundert also nicht, dass sich diese professionellen Grundlagen und Säulen der Offenen Arbeit auch in den Interviews mit den Fachkräften der BZ wiederfinden – und dies unabhängig von der konkreten Konzeption der Einrichtung oder auch Haltung der jeweiligen Fachkraft. Die

befragten Fachkräfte schildern in den Interviews somit den Kern der Bedeutung von ‚niedrigschwelliger Arbeit‘, die trotz oder vielmehr *wegen* des informellen Ansatzes professionellen Charakter trägt. Was ist damit gemeint? Was findet in den BZ statt, was vielleicht in anderen professionellen Stellen nicht stattfindet oder nicht stattfinden kann?

Grundlagen der Offenen Arbeit: Beziehungs- und informelle Biografiearbeit

In allen Interviews mit den Fachkräften wird die Wichtigkeit der *Beziehungsarbeit* und der *Vertrauensaufbau* betont. Auch wenn ihre zeitlichen Ressourcen knapp sind, nehmen sie an vielen Veranstaltungen teil. Sie setzen sich zu den Menschen, hören von den Nöten, organisieren Hilfen. Diese informellen Gespräche werden auch dazu genutzt, die *Bedarfe der Menschen zu erkennen und entsprechende Angebote zu entwickeln*. Beispielsweise erzählt eine Expertin, dass sie über die Teilnahme am Mittagstisch erfahren haben, dass viele der Männer nicht kochen können – so ergab sich die Idee für einen Männerkochkurs (vgl. Int. 3, 251-257).

Eine andere Expertin formuliert die Beziehungsarbeit vor allem als Anspruch der älteren Menschen selbst: „Also das geht nicht, dass ich mich in meinem Büro verkrieche (....). Das geht nicht, sondern die wollen uns sehen und die wollen uns was erzählen und so.“ (Int. 2, 388-391). Auch angesichts vieler Fragen und Beratungsbedarfe, die die Senior:innen äußern, sobald ein Vertrauen aufgebaut ist, ist das Wissen um die Ansprechbarkeit der Fachkräfte zentral. Dies setzen die Fachkräfte beispielsweise dadurch um, dass die Tür immer offen stehe und die Menschen wüssten, sie könnten kommen (vgl. Int. 3, 306 f.).

Problematisch sind die begrenzten Ressourcen der Fachkräfte und die Folgen für das Verhältnis zu anderen, nämlich administrativen Aufgaben: Für Verwaltungsarbeit bleibe nicht viel Zeit übrig, diese werde durchaus auch Zuhause erledigt (vgl. Int. 2, 391-393).

Eng verknüpft mit der Beziehungsarbeit ist eine *informelle Biografiearbeit*.

Durch die Beziehungsarbeit und die entstandene Vertrauensbasis öffnen sich die Senior:innen den Fachkräften gegenüber und erzählen ihre Lebensgeschichten. „Guck mal, hier will ich dir etwas zeigen. Und dann hat sie Fotos von sich früher und von ihren Kindern. Und dann kommen da auch so Lebensgeschichten“ (Int. 5, Z. 878-880). Durch die Kenntnis der Lebensgeschichten ist es für die Fachkräfte zum einen einfacher, die Senior:innen „zu verstehen, so wie sie heute sind, wenn man weiß, was alles vorher gewesen ist“ (Int. 5, 899-906).

Zum anderen wird die informelle Biografiearbeit gerade in der Arbeit mit stärker eingeschränkten und allein lebenden Senior:innen so genutzt, dass im engen Kontakt mit den Menschen versucht wird, deren Wünsche und Sehnsüchte aus deren Geschichten von früheren Tätigkeiten oder Unternehmungen abzulauschen und ggf. gemeinsame Angebote zu planen (vgl. Int. 8, 339-346).

Beratung ist eine zentrale Säule

Die Bedeutung, als Fachkraft für die Senior:innen präsent und ansprechbar zu sein, beziehen die Befragten nicht nur auf ein allgemeines Bedürfnis nach Austausch und Kommunikation. Es wird deutlich, dass die Senior:innen zudem einen großen Bedarf an Beratung haben:

„Die wollen uns was erzählen. Die wollen Fragen stellen. Die kommen ja auch mit ihren gesundheitlichen Problemen und wie ist das mit der Rente? Wo kann ich denn jetzt mit Pflegestützpunkt und was weiß ich? Also (.) die kommen ja mit allem Möglichen auch an bei uns.“ (Int. 2, 406 ff.)

Viele dieser Themen und Fragen tauchen in den informellen Gesprächen auf, in denen dann die Fachkräfte *direkt Beratungen leisten, eine Sozialberatung im Hause organisieren oder an geeignete Stellen (wie Dienstleistungszentren, Pflegestützpunkte)* verweisen. Die BZ erweisen sich dabei nicht als schlichte Beratungsstellen neben anderen. Die lebensweltorientierte Arbeit der Fachkräfte in den BZ zeichnet sich dadurch aus, dass sie übliche Barrieren wie Unwissenheit über bestehende Beratungsangebote, aber auch über die eigenen Bedarfe, und etwaige Sorgen und Ängste, die mit dem Eingeständnis der eigenen Hilfebedürftigkeit einhergehen, abbauen kann. Wie die Kommission des neunten Altersberichts herausstreicht, herrscht gerade im Bereich der Grundsicherung im Alter (mit rund 60 %) eine sozialpolitisch bedenklich hohe Quote der Nichtinanspruchnahme – in Folge von Unkenntnis, Angst vor Behördengängen, vor sozialer Kontrolle oder vor einem Rückgriff auf das Einkommen der Kinder, und nicht zuletzt Scham und Stigmatisierung. Umso wichtiger sind niedrigschwellige Ansätze und eine Vernetzung innerhalb des lokalen Hilfesystems (BMFSFJ 2025, 77 f.).

Im folgenden Zitat wird exemplarisch deutlich, wie die Fachkräfte in ihrer täglichen Praxis *Beratungsbedarfe erkennen*, aufgreifen und ihr Wissen über die lokalen Beratungsstrukturen einbringen:

„Wir setzen uns durchaus auch dazu und hören die Gespräche, weil wir können tausend Beratungsangebote im Quartier haben. Die wissen gar nicht, dass sie

beraten werden können. Und sie wissen gar nicht, dass sie eine Beratung brauchen. [...] Das ist der springende Punkt. Wir haben super tolle Beratungsgeschichten, da geht kein Mensch hin. (.) Wenn die aber beim Mittagessen zusammensitzen und ihre Themen auf den Tisch kommen, dann ist es möglich zu sagen (.) ‚Wisst ihr denn gar nicht‘ oder weiterzuleiten, oder.“ (Int. 3, 243 ff.)

Die BZ fungieren somit als ein *Scharnier zu Transfer- und Beratungsleistungen*, wenn es ihnen gelingt, die Menschen an die passenden Beratungsstellen zu vermitteln. Aber nicht immer ist es mit einem einmaligen Verweis, wie in dem Zitat suggeriert, getan.

Ähnlich wie es Unterkofler (2021) mit den Handlungsstrategien „Dran-Sein“ und „Dran-Bleiben“ für die Offene Arbeit in Kontaktläden beschreibt, gestaltet sich auch die Beratung in den BZ – nämlich als langwieriger und kleinschrittiger Prozess von informellen Gesprächen und Beziehungsarbeit, bevor *notwendige Hilfen überhaupt angenommen* werden können. Wie komplex die Problemlagen sein können, verdeutlichen zwei Fachkräfte im Interview am Fall einer hochaltrigen Besucherin, die einen Angehörigen pflegt:

„Ja, oder die eine Dame, die immer zum Mittagessen kommt, die wohnt hier in der Nachbarschaft. Und die ist über 90 und pflegt ihren (.) älteren [Angehörigen] So, und der will überhaupt keine (.) Hilfe von außen annehmen. Der fällt ständig hin und sie versucht ihn dann hochzuheben usw. und erzählt dann auch davon. (.) Und jetzt haben wir mittlerweile, nach vielen, vielen, vielen Gesprächen (...) ist es jetzt so, dass sie ihn überzeugen konnte, dass er zumindest einem Notrufknopf zustimmt. Und das ist ja auch schon mal (.) so eine Hilfe. (.) Und (.) ja, da braucht es einfach viele Gespräche.“ (Int. 5, 261 ff.)

Die Schilderung lässt auf einen Beratungsprozess schließen, in welchem die Besucherin durch die Fachkräfte so weit in ihrer Handlungsfähigkeit gestärkt wurde, dass sie selbst ihren Angehörigen zur Einsicht „*zumindest*“ in den Notfallknopf bewegen konnte. Angesichts der weiteren Schilderung der Pflegesituation erscheint dieser Notfallknopf aber nur als erster, kleiner Erfolg.

...und: nicht nur Beratung, sondern Begleitung

In dem letzten Fallbeispiel wird bereits angedeutet, was sich in allen Interviews darstellt: Die Fachkräfte beraten die Menschen nicht nur intensiv, sondern begleiten und

unterstützen sie darüber hinaus, zum Teil mit der Hilfe von Ehrenamtlichen, da sie die komplexer werdenden Anforderungen bedingt durch die komplexen Lebens- und Problemlagen allein nicht mehr abdecken können. Eine Expertin formuliert die Begleitung der Menschen ausdrücklich als Bedarf: „Also (.) wir brauchen im Augenblick nicht noch mehr Beratung. Wir brauchen ganz viel Begleitung, Begleitung der Menschen vor Ort. Das sehe ich als riesengroße Lücke.“ (Int. 3, 413 ff.)

Neben den komplexeren Lebenslagen der Menschen machen verschiedene Gründe diesen steigenden Bedarf nach Begleitung aus: So reicht es nicht, den Menschen zu sagen, welche Beratung sie brauchen und sie dort hinschicken. Die Menschen verstehen die Anforderungen oft nicht und brauchen Unterstützung, auch beim Ausfüllen der Formulare.¹¹ Zudem wird von den Fachkräften darauf verwiesen, dass Beratungsstellen nicht unbedingt neutral sind, so berieten etwa Pflegestützpunkte im Sinne der Krankenkassen. Nachbarschaftshelfer:innen, die etwa über die Dienstleistungszentren vermittelt werden können, fehle es dagegen an fachlicher Expertise.

Stärker wiegt vermutlich ein anderer Punkt, der aus den Schilderungen und Fallbeispielen der befragten Fachkräfte deutlich wird; nämlich eine genuin mittelschichtspezifische Perspektive der gängigen Beratungsstrukturen, die nun als Maßstab für andere Bevölkerungsgruppen Anwendung findet und entsprechend auf Grenzen stößt. Die eigenen Interessen und Vorstellungen selbstsicher vorzubringen und zu verfolgen gehört für viele Gruppen der Bevölkerung nicht zum gewohnten alltäglichen Handeln, v.a. wenn lebenslang erfahren wird, dass die eigenen Bedürfnisse wenig zählen und die Mittel unzureichend sind, um sie zu verfolgen (vgl. Alisch 2025, 194; Becker/Rudolph 1994, 196).

Ähnlich berichten die Fachkräfte in den BZ davon, dass viele Ältere versuchen so klar zu kommen und nicht auf der Durchsetzung ihrer Rechte beharren. Auf diese Weise kann es schnell zu vermeidbaren, prekären Situationen kommen, wie etwa im geschilderten Fall einer älteren alleinlebenden Frau, die ihre Rente (irrtümlicherweise) nicht mehr bekam und vor einer Räumungsklage stand. „Aber die hätte eine Begleitung gebraucht. Jemand, den sie anruft und der sagt, komm, es geht los. Das machen wir gemeinsam. Keine Angst“ (Int. 3, 491-492).

Die in den BZ durch die Fachkräfte geleistete Begleitung nimmt daher den Charakter an, den Menschen auch bei abgelehnten Anträgen Mut zu machen zum Weitermachen, weiter zu recherchieren, gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten zu suchen.

4.1.4 Angebotsstrukturen: (Enge) Angebotsstrukturen versus partizipative Angebotsentwicklung

Seit den 1980er Jahren ist im deutschsprachigen Raum ein gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Diskurs zu beobachten, der das Alter nicht (mehr) defizitär verstanden haben will. Heute kennen wir den „aktiven Senior“, die „jungen Alten“. Die „Potenziale des Alters“ gelte es zu entdecken. Mit den Errungenschaften der modernen Medizin steigt die Lebenserwartung kontinuierlich mit der Aussicht auf ein „fittes, gesundes Alter(n)“.

Die Politik setzt vermehrt auf die Eigenverantwortung der Alten und fördert (und fordert) deren bürgerschaftliches Engagement. Spätestens seit dem ersten Altenbericht steht das Alter auch politisch unter dem Anspruch des produktiven Tätigwerdens und des Einbringens eigener Kompetenzen in die vermeintlich durch den demografischen Wandel neu herausgeforderte „Generationensolidarität“ (vgl. BMFSFJ 1993). Die neuen, jungen Alten selbst lehnen klassische, als betreute Alten-Aktivitäten wahrgenommene Angebote immer mehr ab. Institutionell vorgegebene und stärker strukturierte Angebote weichen so zunehmend einer Konzeption von Offener Altenarbeit, die sich unter den Stichworten *Interessenorientierung, Selbstorganisation, Selbstbestimmung und Engagement(förderung)* zusammenfassen lässt. (vgl. 2.3)

Für die Bremer Einrichtungen der Offenen Altenarbeit hat diese Entwicklung unter anderem Eingang gefunden in den Förder-Standards, die für BZplus und BZ obligatorisch (für Treffs eingeschränkt) gelten, nämlich als Anforderung der Beteiligung der Zielgruppe an Entwicklung, Planung und Durchführung der Angebote (vgl. Abb. 1). Es stellt sich die Frage, wie die Einrichtungen dieser Anforderung nachkommen (können). Die Interviewergebnisse zeigen auf, dass auch für diese Frage die oben angesprochene Sortierung in BZ-Typen (vgl. 4.1.2) relevant ist.

Partizipative Angebotsentwicklung als Aspekt eines sozialräumlichen Denkens?

BZ in Bürgerhäusern bzw. mit einem sozialräumlichen Konzept berichten stärker von Veranstaltungen, in denen sich viele Freiwillige engagieren, und die mit den Menschen vor Ort konzipiert werden. Das BZ greift Ideen auf, hilft und begleitet bei der Umsetzung der Idee und „wir verstehen uns so als Werkzeug“ (Int. 3, 154 f.). Auch Angebote, die zunächst in den Händen der Fachkräfte liegen, werden versucht, in die Selbstorganisation durch die Teilnehmenden zu überführen.

¹¹ Auf einen derartigen Bedarf scheint das Pilotprojekt „Organisationsassistenten - Projekt zur Vermeidung von rechtlicher Betreuung“ zu antworten, welches in mehreren Stadtteilen Bremens umgesetzt wird.

„So sind auch Projekte oder Veranstaltungen entstanden, wie das PR 10 [Angebot für Männer]. Also, die unterhalten sich einfach ganz anders als die Frauen. Die fühlen sich da nicht so wohl. Und (.) dann hat (.) ein Kollege das in die Hand genommen, hat gesagt ‚Machen wir, PR 10 [Angebot für Männer]‘. Das organisieren die inzwischen selber, die Männer.“ (Int. 3, 161-165).

Menschen werden sowohl in die Konzeption von Angeboten eingebunden, je nach Kompetenz auch angefragt und zum Engagement vor Ort im Stadtteil angehalten. Sie sollen sich als Teil des Quartiers fühlen und Möglichkeiten der Gestaltung wahrnehmen. Gerade in Bezug auf Männer wird berichtet, dass diese im Übergang in die Rente Orientierung suchen. Diese müssten „neu lernen, wieder miteinander umzugehen oder auch lernen, ihr Quartier wieder neu zu entdecken. Die sind zur Arbeit gefahren und zurück.“ (Int. 3, 168-170). So können handwerklich orientierte Projekte, die sich z.B. um die Sanierung von Parkbänken im Stadtteil kümmern, den Menschen die Möglichkeit geben, in ihrem Quartier zu agieren und so einen stärkeren Bezug zu ihrem Lebensraum entwickeln. Eine Haltung und Arbeitsweise werden deutlich, die sich als „Begleiten und Ermöglichen“ kennzeichnen lässt. Ein Ansatz, nach dem sowohl die Freiwilligen als auch die älteren Menschen als gleichwertig angesehen werden, denen durch Mitarbeit und Wahrnehmung der Angebote Eigenverantwortlichkeit zugestanden wird und eine (über die bloße Teilnahme an Veranstaltungen hinausgehende) Teilhabe ermöglicht wird. Die Expertin berichtet davon, dass dies zwar mit viel Arbeit und „auch viel Scheitern“ verbunden ist, aber es ihr darum gehe, „Möglichkeitenräume zu schaffen“ (Int. 3, 1252-1262).

Nichtsdestotrotz nehmen auch in BZ mit stärker sozialräumlicher Konzeption Veranstaltungen eine große Rolle ein, „die nicht gewünscht“ (Int. 3, 200), sondern vielmehr von den Fachkräften proaktiv angeboten werden. Weil und wenn die Fachkräfte *Bedarfe* bei den Besucher:innen *entdecken*, entstehen so neben den partizipativ entwickelten, interessenorientierten auch Angebote, die sich einer fachlichen Entscheidung über Bedarfe verdanken (etwa für „Sport am Rollator“, Mittagstisch für Menschen mit geringem Einkommen, Kochkurse oder „kleine Haushaltskunde“ für alleinlebende Männer).

Konzepte aus der Quartiersarbeit für die Zielgruppe der „jungen Alten“

Während Fachkräfte von BZ in Bürgerhäusern mit der geschilderten partizipativen Herangehensweise Menschen

aus dem Quartier auch mit geringem Einkommen erreichen und auch als freiwillig Engagierte gewinnen, arbeiten die evangelischen Kirchengemeinden ähnlich mit ihren klassischerweise aus dem Bildungsbürgertum stammenden Gemeindemitgliedern.

Wie BZ in Bürgerhäusern setzt auch die *Fachstelle Alter* der BEK in ihrer Beratungs- und Fortbildungstätigkeit der evangelischen Gemeinden in Bremen verstärkt auf Konzepte aus der Quartiersarbeit: Gemeindemitglieder im jungen Alter werden gezielt angesprochen und zu einem Offenen Treff eingeladen. In einem Workshop (wie z.B. nach der Methode des World Café) gehe es dann darum, die Interessen der Zielgruppe zu eruieren. Statt ein fertiges Programm anzubieten, werden die Menschen in mehreren Schritten dazu motiviert, ihre Interessen und Wünsche auszusprechen und sich zu vernetzen; verfügbare Ressourcen (wie Räume) werden ihnen zur Nutzung zur Verfügung gestellt.

Die Gemeinden werden durch die Fachstelle professionell in diesen Konzepten fortgebildet, da sie nicht voraussetzungslos sind, sondern mit einer Haltung des Ermöglichens einhergehen und der intensiven Begleitung durch Hauptamtliche bedürfen.

(Enge) Angebotsstrukturen in der Arbeit mit „Hilfebedürftigen“?

In Interviews mit BZ, die eher klassischen *Senior:innen*-BZ oder -Treffe entsprechen, scheint die partizipative Angebotsentwicklung und -durchführung weniger Priorität zu haben. Die Expert:innen scheinen hier vorwiegend selbst die Angebote zu entwickeln, zu planen und häufiger auch den inhaltlichen Part der Durchführung zu verantworten.

Auf Nachfrage der Interviewerin, ob sich die Senior:innen auch an der Gestaltung der Angebote beteiligen ließen, geben die Expertinnen mehrere Beispiele an (typischerweise: Bingo, Spiele-Nachmittage, Chor). Bingo organisiere eine ältere Dame beispielsweise selbst, sie koche Kaffee, stelle Kekse auf den Tisch „und dann macht sie den Bingleiter und so“ (Int. 5, 548).

Hinsichtlich der Nachfrage, wie sie mit Ideen der Besucher:innen für neue Angebote umgehen würden, signalisieren die Expert:innen Offenheit und erläutern, dass sie diese Ideen sammeln. Doch geben sogleich zu bedenken: „Manche Sachen kann man umsetzen, andere nicht“ (ebd., 570). So werde von Ihnen ein Rollatortraining geplant, für welches sie allerdings eine Physiotherapeutin als Kursleiterin für notwendig erachten: „Ich finde, man muss so jemanden dabei haben, wenn man das mit einer Gruppe (.) beeinträchtigter Menschen, sich auf den Weg macht.“ (ebd., 575-577).

Das letzte Zitat verweist darauf, dass diese BZ zum einen hauptsächlich mit Hochaltrigen und in der Mobilität eingeschränkteren Menschen arbeiten und hier häufiger eine Einbindung von professionellem Personal notwendig ist. Wie bereits ausgeführt, realisieren auch Fachkräfte der BZ in Bürgerhäusern solche bedarfsorientierten Angebote wie Rollatorensport; auch sie binden in solchen Fällen speziell qualifizierte Professionelle ein und kooperieren etwa in dem Beispiel des Rollatorensports mit einem Sportverein.

Zum anderen scheint aber – im Unterschied zu denen in BZ mit „Bürger:innen-Code“ – in der Arbeit dieser Fachkräfte (mit ihren vorwiegend Hochaltrigen) stärker eine paternalistische Grundhaltung vorzuherrschen, die von „Fürsorge und Hilfe“ gekennzeichnet ist. So nimmt eine Fachkraft, deren Besucher:innen sich vorwiegend durch die Aufsuchende Altenarbeit rekrutieren, die älteren Menschen v.a. als Hilfsbedürftige wahr, und sieht ihre Aufgabe darin, ihnen zu helfen: „Das ist das Schönste eigentlich an meiner Tätigkeit dann hier, wenn ich von den Senioren dann höre, seitdem ich euch kenne, geht es mir besser.“ (Int. 8, 127-129). Auch in der Passage, in der sie von sich aus - quasi als Kontrast zum Regulären - von „etwas fitteren Senioren“ erzählt, die neu dazugekommen seien, wird die fürsorgliche Haltung deutlich. Denn sie beschreibt sie als Senior:innen, „die mich gar nicht brauchen, weil sie so alt sind oder so klapperig sind, sondern eigentlich die haben ganz viele Angstzustände“ (ebd., 137-139).

4.1.5 Exkurs: „Ältere Männer“ – eine bleibende Leerstelle für die Offene Altenarbeit?

Noch bis in die 1990er Jahre hinein gab es einen deutlichen Frauenüberschuss im Alter: ‚das Alter ist weiblich‘, so hieß es. Zudem konnte das Phänomen der Singularisierung, also das Alleinleben im Alter auf verwitwete, alleinlebende Frauen zurückgeführt werden. Heute gelten diese Phänomene nicht mehr so stark. Der starke Frauenüberschuss hat sich insgesamt abgeschwächt und in das hohe Alter (ab 80 Jahre) verlagert.¹²

In den BZ und Treffs scheint es dagegen immer noch schwierig zu sein, ältere Männer als Besucher zu gewinnen, zumindest im gleichen Umfang. Auch wenn eine leichte Veränderung mit „den neuen Senioren“ bemerkt wird, die aufgrund von Erfahrungen mit Seminaren und Fortbildungen aus ihrem Berufsleben mittlerweile offener für soziale

Angebote seien (vgl. Int. 7, 582 ff.). Es sind immer noch vorwiegend Frauen, die die Einrichtungen nutzen. Männer finden sich in den meisten Angeboten nur vereinzelt, „von zehn [Teilnehmenden] vielleicht ein oder zwei“ (Int. 5, 479).

Männer haben andere Interessen, oder doch nicht?

Allerdings gibt es Angebote, die von ihrer Ausrichtung her offenbar eher die Interessen älterer Männer bedienen. Als typische Beispiele führen die Fachkräfte in den Einrichtungen Skat-, Billard-, Boulegruppen, Projekte zu Digitalisierungsthemen oder auch Repair Cafés bzw. handwerklich orientierte Projekte im Stadtteil an.

Die Expertinnen beschreiben damit einerseits eine stark gendertypische Interessenorientierung an Angeboten, welche zur Folge habe, dass in den meisten Angeboten nur mal ein einzelner Mann dabei ist. Andererseits wird die vorhandene zahlenmäßige Frauendominanz beispielsweise in den Bewegungs- und Gesundheitsangeboten wiederum als mögliche Hürde für Männer beschrieben:

„So, wenn ich mir vorstelle, als Mann, ich sehe, ach Sitz-Yoga, dann stelle ich mir vor. ‚Ach, da sind ja nur Frauen. Ja, dann gehe ich, da gehe ich da nicht hin.‘ Ja, das ist nicht so, das ist so kein männertypisches Angebot, irgendwie.“ (Int. 5, 500 f.)¹³

Diese Hürde scheint in der Erzählung einer anderen Fachkraft als möglicher Grund für das Wegbleiben von Männern auf: Zwar verirre sich am Programmnachmittag nur ausnahmsweise mal ein Mann hin, nämlich wenn das Programm „richtig mit Künstlern oder so“ (Int. 2, 988) gestaltet wird. Diese Männer geben an, „ja, das wollte ich mal sehen“ (Int. 2, 989), bleiben dann aber nicht in den Gruppen.

Essensangebote nutzen alle Geschlechter

Eine Ausnahme stellen die Essensangebote dar. „Alles was mit Essen zu tun hat, kommen die“ (Int. 5, 467). Alle Fachkräfte berichten davon, dass diese Angebote sowohl Männer als auch Frauen wahrnehmen. Männer nutzen gerne den Mittagstisch, beispielsweise wenn sie verwitwet bzw.

¹² Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) (2026): Fakten: Abbildung „Altersaufbau der Bevölkerung in Deutschland (2024)“, <https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/B08-Altersaufbau-Bevoelkerung.html> (Abgerufen am: 22.04.2026)

¹³ Ideen für gezielt männertypische Bewegungsangebote können wiederum an den körperlichen Beeinträchtigungen der Zielgruppe scheitern,

wie die Fachkraft weiter ausführte: „Ich hatte schon mal die Idee hier eventuell [...] ein Boule-Angebot zu machen, das man hier vorne auf dem Rasen irgendwie so ein bisschen Sand aufschüttet und so. (...) Das Problem ist nur, das müssten dann ja Männer sein, die noch gut beweglich sind“ (Int. 5, 507-510), die nicht so leicht zu finden seien.

alleinlebend sind, aber auch gemeinsam mit ihrer Partnerin als Pärchen oder wenn ihre Partnerin in der Tagespflege ist.

Gerade das Thema der Angehörigenpflege ist für Männer ein schambehaftetes. So erläutert eine Fachkraft, dass sie zwei solcher Männer beim Mittagstisch habe, die ihre an Demenz erkrankte Frau pflegen, aber öffentlich nicht darüber reden möchten und ihre Frau nicht (mehr) zum Seniorencafé oder Mittagstisch mitnehmen (vgl. Int. 8, 1060 ff.).

Vor diesem Hintergrund liegt das Aufgreifen spezifisch Männer betreffender Themen und die Anleitung genderhomogener Räume für ältere Männer nahe.

Genderhomogene Räume für Männer

Von gezielt für Männer organisierten Gruppen berichtet die Fachkraft aus einem Bürgerhaus. Hier initiierte ein männlicher Kollege ein spezifisches Angebot für Männer, welches die Männer mittlerweile selbst organisieren (vgl. Int. 3). Beispiele für genderhomogenen Angebote, die in den Interviews genannt werden, sind ein Männer-Stammtisch von verwitweten Männern, ein Männer-Frühstück, ein Kochkurs, ein Hauswirtschaftskurs für Männer, der sich wiederum aus einem Stammtisch (mit Anstoßen der Fachkräfte) entwickelte.

...durch Männer initiiert

Ein Moment, welches für solche Männergruppen als bedeutsam festgehalten werden kann, ist das Geschlecht der Fachkräfte in der offenen Sozialen Altenarbeit:

„Und dass Männer grundsätzlich schwer zu erreichen sind, hängt natürlich in der Sozialen Arbeit auch immer damit zusammen, dass auch gerade in der Altenarbeit hauptsächlich Frauen (.) diejenigen sind, die die Angebote machen. Das muss man auch sagen. Also die sprechen dann natürlich tendenziell auch eher Frauen wieder an und richten die Angebote natürlich auch so aus.“ (Int. 7, 593-598)

So sind auch die genannten Beispiele von Männergruppen ursprünglich initiiert und betreut von männlichen Fachkräften.

Das Dilemma der Förderstrukturen

Diese Punkt verweist allerdings auf ein nicht leicht zu lösendes Dilemma:

Alle befragten Fachkräfte und in der Regel auch deren Kolleg:innen im Bereich der BZ bzw. Treffs sind weiblich. Dies mag nicht zuletzt strukturelle Gründe haben: zunächst sicherlich den Grund, dass soziale Berufe hauptsächlich von Frauen angewählt und ausgeübt werden. Die wenigen Männer sind dagegen eher in Leitungsfunktionen zu finden. Leitungsstellen im Umfang von sieben bis höchstens 19,5 Wochenstunden, wie sie im Bereich der Offenen Altenarbeit in Bremen gefördert werden, gehören aber vermutlich nicht zu den attraktivsten, um diese – wenigen in sozialen Berufen tätigen – Männer zu werben. Mehr Männer als Fachkräfte zu gewinnen, um letztlich mehr Männer im Alter zu erreichen, müsste folglich mit einer Aufwertung der hauptamtlichen Arbeit in diesem Arbeitsfeld an sich einhergehen.

4.2 Selbstorganisation und Ehrenamt

Die Förderung von Selbstorganisation und freiwilligem Engagement ist zum einen ein Ziel der Offenen Altenarbeit selbst. So formuliert der Altenhilfeparagraf, „Leistungen zu einer Betätigung und zum gesellschaftlichen Engagement, wenn sie vom alten Menschen gewünscht wird“ (SGB XII, § 71, Abs. 2) an erster Stelle des Leistungskatalogs der Altenhilfe; die Bremer Standards formulieren für alle drei Kategorien von geförderten Einrichtungen den Einbezug von Ehrenamtlichen. Zum anderen ist die Unterstützung durch Freiwillige ein unverzichtbarer Bestandteil für die Aufrechterhaltung des Betriebs in den Begegnungszentren. Diese Notwendigkeit zeigt sich in allen Interviews in den Bremer Begegnungszentren und -Treffs, sie benennen alle befragten Fachkräfte.¹⁴

Wissenschaftlich wurde der Diskurs vom Wandel des Ehrenamts hinreichend als wesentlich politisch motiviert dekonstruiert: Bürgerschaftliches Engagement soll zunehmend in die Lücken eines sich zurückziehenden Sozialstaates einspringen, sodass eine stärkere proaktive Ansprache an (Eigen-) Nutzen und Motive der Bürger:innen gefragt ist, die höhere Engagementquoten verspricht (vgl. Schulz-Nieswandt/Köstler 2011, 75-89; van Dyk/Haubner 2021). Und tatsächlich sind die Quoten über die letzten drei Jahrzehnte (in allen Altersgruppen) enorm gestiegen¹⁵ und bewegen sich auch unter den älteren Altersgruppen auf einem konstant hohen Niveau (vgl. Fritzsche et al. 2025; sowie: Schulz-Nieswandt/Köstler 2011, 156-181).

¹⁴ Dies verwundert nicht, da die personelle Förderung maximal nur eine halbe Stelle für die hauptamtliche Leitung eines BZplus und „sonstiges Personal“ als Honorarkräfte vorsieht.

¹⁵ Wiesen die Daten des SOEP für 1985 noch einen Anteil von 22 Prozent aus, sind es im Jahre 2009 laut Freiwilligensurvey 37 Prozent, die sich freiwillig engagieren. (vgl. Schulz-Nieswandt/Köstler 2011, 161 f.)

Die befragten Fachkräfte berichten unterschiedlich über das Ehrenamt: die einen konstatieren ein Wegbrechen von Ehrenamtlichen (v.a. während Corona) und tun sich schwer in der Gewinnung von Ehrenamtlichen. Andere begleiten dagegen einen großen Stamm von Freiwilligen, deren weitere Rekrutierung ein Selbstläufer zu sein scheint. Wichtig für diese unterschiedlichen Erfahrungen erweist sich die bereits angedeutete unterschiedliche Konzeption von Ehrenamt: geht es um ein „altes Ehrenamt“, welches als pflichtorientierte, fremd organisierte Fremdhilfe charakterisiert werden kann und in der Aufrechterhaltung des laufenden Betriebs der BZ unterstützen soll oder um ein „neues“, welches einer Selbstorganisation der Zielgruppe(n) in der Verwirklichung eigener Interessen entspricht, zu der die Fachkräfte der BZ motivieren sollen? (vgl. auch Schulz-Nieswandt/Köstler 2011, 82)

„Altes Ehrenamt“: Das Problem mit der Gewinnung von Ehrenamtlichen

Fachkräfte aus den Senior:innen-BZ und -Treffs berichten von Schwierigkeiten im Bereich des Ehrenamtes. Ehrenamtliche sind in Zeiten von Corona weggebrochen und nicht mehr wiedergekommen. So habe es in einem BZ vor Corona ein 15-köpfiges Team von Ehrenamtlichen gegeben, wovon nur noch zwei wieder gekommen seien. Viele fühlten sich zu alt, haben sich anders orientiert oder wollten die Verpflichtung nicht mehr, so die Expertin. Um Angebote auszubauen, gehe es allerdings nicht ohne Ehrenamtliche. (vgl. Int. 2, 219-251)

Nun gestaltet es sich äußerst schwierig, neue Ehrenamtliche zu gewinnen. Eine befragte Fachkraft berichtet allerdings, dass sie Ehrenamtliche eher für *hauswirtschaftliche Aufgaben* suche und brauche; inhaltliche Entscheidungen oder die Leitung von Veranstaltungen übernehme sie lieber selbst:

„Also gut, bei mir kommt dazu, es ist tatsächlich viel Hauswirtschaftskram, der da gemacht werden muss, weil also so Sachen wie Künstler organisieren oder so, das gebe ich zu, das behalte ich lieber selber in der Hand, um da auch sicher zu stellen, das ist ein gewisses Niveau und eine gewisse Qualität.“ (Int. 2, 461-465)

Gerade auch die neuen Mittags- und Abendtische sind auf ehrenamtliche Unterstützung angewiesen.

Die Fachkräfte betonen die Vorzüge fest (ins Team) eingebundener Ehrenamtlicher, die für Hilfen bei Veranstaltungen, Essensangeboten, Fahrdiensten u.Ä. „wirklich immer ansprechbar“ (Int. 5, 654 f.) seien. Die Mitarbeitenden betonen, dass der zeitliche Aufwand für Freiwillige gering ist, wenn sie das so wollten und sie sich auch nicht festlegen müssten (ebd., 1472-1484). Die in dieser Weise eingebundenen, engagierten Älteren wiederum schätzen an ihrer Tätigkeit, dass sie ihnen den Alltag strukturieren helfe, Kontakt zu haben und Anerkennung zu bekommen. Die Fachkräfte kümmern sich um deren Bedarfe und kochen auch mal für sie. „Darauf muss man ein Auge haben“, (ebd., 1504-1525), ihnen Anerkennung zeigen.

Für die *Gewinnung* dieser ehrenamtlichen Teammitglieder sind den Fachkräften entsprechend Ehrenamtliche lieber, die sie schon kennen, als etwa extern (z.B. über die Freiwilligenagentur) vermittelte:

„Aber (...) ja, (...) also (...) ich habe das am liebsten, wenn sich bei mir jemand meldet, den wir schon kennen, den man schon einschätzen kann (...) und man sagen kann, so, (...) der oder die passt ins Team und (...) passt zu unseren Leuten und das (...) passt auch zu mir. Also ich möchte auch nicht mit jedem zusammenarbeiten müssen. So, also deswegen, ich finde das immer am besten, wenn sich so erst einmal aus dem Besucher-kreis oder so was ergibt.“ (Int. 2, 1044-1051)

Gefragt nach den Gründen für die Schwierigkeiten die notwendigen Ehrenamtlichen zu finden, vermuten die Fachkräfte, dass es mit dem Arbeitsfeld zusammenhängt: Während für die Tafel oder die Arbeit mit Geflüchteten sich wohl unproblematisch Freiwillige finden lassen, erscheint die *Altenarbeit unattraktiv*:¹⁶

„Ich glaube in so einem Begegnungszentrum, das hat halt nicht so diesen, (...) das klingt ein bisschen blöde, diesen Glamourfaktor, [...] das ist irgendwie zu gediegen ((lachend)).“ (Int. 2, 506-509)

Verbunden damit, dass *Verpflichtung und Verbindlichkeit* von potenziell Interessierten (von denen die Befragte berichtet) als hemmend wahrgenommen werden, bleiben die Ehrenamtlichen in BZ aus. Sie wollten nur punktuell kommen und nicht die nötige wöchentliche Aufgabe (z.B. einer Gruppenleitung) eingehen (vgl. Int. 2, 516-538). Dies treffe gerade auf die jüngeren Alten zu, die als privat sehr

¹⁶ Die Altenarbeit hat tatsächlich in zweifacher Hinsicht Nachteile für die Gewinnung von Ehrenamtlichen im Vergleich zu anderen Arbeitsfeldern: Freiwilliges Engagement lebt in großem Umfang von einer paternalistischen Haltung der Akteur:innen und deren Distanz zu den Hilfe-Empfangenden. In Anbetracht dessen, dass es selbst in der Regel Ältere sind, die als Freiwillige angesprochen werden, wäre die Distanz (also Fremdhilfe)

nicht gegeben. Zudem ist das Alter in der deutschen Gesellschaft negativ konnotiert. Ältere Freiwillige für die Altenarbeit werden also damit konfrontiert, sich selbst einzugestehen, dass sie das Merkmal der Hilfebedürftigen teilen; sie müssten sich mit ihrem eigenen Alter auseinandersetzen. (vgl. Schulz-Nieswandt/Köstler 2011, 45)

eingebunden und aktiv (z.B. mit eigenen Enkelkindern, mit Verreisen) beschrieben werden.

Das Beispiel, von dem eine Fachkraft erzählt, verweist allerdings auf einen weiteren Aspekt. Potenziell Interessierte scheinen durch das (alleinige) Signalisiert-Bekommen einer Offenheit für das Einbringen eigener Ideen überfordert:

„Also (.) wir hatten, als wir gerade wieder aufgemacht haben, haben sich halt, drei, vier Leute sind hier vorbeigekommen und. ‚Ja, was kann man denn machen?‘ (.) Und das ist aber bei allen, ist das wieder so im Sande verlaufen, weil ich glaube, die Vorstellung war irgendwie, da ist so Highlife in Tüten, und da ist (.) ‚Kann man irgendwie sowas?‘ (.) ‚Gerne! Sie dürfen sich hier komplett auch austoben, also es gibt ja die Räume dafür, ja. Wenn sie tolle Ideen haben, bitte schön, jetzt, sofort. Wir können heute starten.‘ (.) Aber das war dann auch, es war dann mehr so dieses ‚Okay. Ja, was soll ich denn machen?‘ und dann diese Verpflichtung. Also wenn ich dann gesagt hab, ‚Ja, und wir haben Dienstag, haben wir unseren Programmnachmittag da, und so‘, und dann, ‚Ah, ne, ich hab da aber noch dies und das und noch jenes‘ und dann war das auch ein bisschen eben dieses zum Ehrenamt verpflichten. (.) Glaube ich auch ein bisschen unattraktiv.“ (Int. 2, 509-520)

Die Fachkräfte stehen damit vor dem *Dilemma*, dass sie einerseits Unterstützung durch Ehrenamtliche mehr als gut bei der Umsetzung Ihres Programms gebrauchen können, dies allerdings von der Zielgruppe als zu einengend wahrgenommen und daher nicht (immer gern) angenommen wird; sie andererseits durchaus auch offen sind für Engagierte, die sich über eigene Ideen einbringen möchten, das beabsichtigte Engagement allerdings nicht weiter verfolgt wird.

Das letzte Fallbeispiel deutet auch darauf hin, dass das Aufgreifen von freiwilligem Engagement, welches sich durch viel Gestaltungsfreiheit auszeichnet, selbst einen großen Anteil professioneller Betreuung benötigt. Dies zeigt sich im Folgenden.

Statt Einbindung von Ehrenamt: Förderung von Selbstorganisation

Eine Expertin eines BZ im Bürgerhaus berichtete nicht vom Wegfall Ehrenamtlicher. Das Bürgerhaus scheint vielmehr gut im Wohnquartier und der Wahrnehmung der Bewohner:innen verankert zu sein und ein anderes Konzept zur

Einbindung Ehrenamtlicher zu haben. Entscheidend scheint hier zu sein, dass an den eigenen Interessen und Motiven der Menschen angeknüpft wird und diese systematisch durch die Profis vor Ort begleitet werden. Die engagierten Freiwilligen können sich stärker konzeptionell in die Arbeit einbringen und müssen sich zugleich nicht dauerhaft festlegen.

Durch die vielen Freiwilligen ist dem BZ nicht nur die Umsetzung eines vielfältigen, analogen, digitalen, sportlichen und kulturellen Angebots möglich. Manche Freiwillige helfen bei Kaffee und Kuchen und auch bei größeren Veranstaltungen, andere bieten lieber Bewegungskurse an. Immer wieder entstehen neue Projekte, die in Selbstorganisation laufen, und die Fachkraft kann Freiwillige für die unterschiedlichsten Hilfen im Alltag der Besucher:innen organisieren.

Die Befragte unterscheidet zwischen zwei Formen von *Engagement*, die beide in ihrem BZ vorkommen: zwischen dem „*altem Engagement*“ („in Form von ‚Ach, ich komm zum Kaffeekochen und Klönen‘“, Int. 3, 366 f.), welches stärker die Arbeit für die Freiwilligen vorgibt, und dem „*neuen Engagement*, wo jemand selber konzipiert und wir das begleiten“ (ebd., 368 f.).

Wie diese „*neuen Freiwilligen*“ gewonnen werden, ist verknüpft mit der Arbeitsweise und Haltung einer partizipativen Angebotsentwicklung (siehe Ausführungen unter 4.1.4). Die Hauptamtlichen sind stets in Kontakt mit den Besucher:innen, erkennen deren Bedarfe, wissen, wer welche Fähigkeiten hat und wie sie einzusetzen sind, und motivieren sie, ihre Interessen in Form von Engagement im BZ umzusetzen.

„Und das ist nicht so, die kommen jetzt, ich will Übungsleiterin werden, sondern so entstehen die (.) Geschichten nicht immer, wir haben auch schon (.) gab's ne Ausschreibung von der [Projekt in Bremen], da hab ich dann im Bürgerhaus die Altherren angefragt. ‚Sagt mal, wie sieht das aus, wollen wir ein Projekt machen? Habt ihr dazu Lust?‘ Dann sagen die ‚ja‘ und dann überlasse ich ihnen aber, wie sie das Projekt gestalten, also was sie machen wollen.“ (Int. 3, 1122-1128)

Für die Anbahnung einer selbstorganisierten Gruppe wird in den Interviews mit Fachkräften, die auf Erfahrungen mit der Förderung dieses neuen Engagements zurückgreifen können, die *Bedeutung von Schlüsselpersonen* herausgestellt. Eine Person, die entweder in bestehenden Gruppen „am Tisch das Sagen hat“ (Int. 3) oder in neu gegründeten Gruppen, „für die Sache brennt“ (Int. 7), begeistern und motivieren leichter andere.

Ein guter Grundstock an Freiwilligen bzw. etablierte Interessen-Gruppen ziehen im weiteren Verlauf neue Freiwillige nach sich: Freiwillige, die sich wohl fühlen, bringen Freund:innen mit oder andere aus dem Stadtteil kommen, weil sie hören, „Ach, hier ist so eine gute Stimmung, hab ich gehört“ (Int. 3, 358). Umgekehrt entwickelt sich aus den anfänglichen Interessen-Gruppen oft auch ein eigentliches ehrenamtliches Engagement (in anderen Bereichen) (vgl. Int. 7, 208 f.).

Für eine selbstorganisierte Gruppe gewonnene Freiwillige haben allerdings viele Unsicherheiten im Umgang mit dem großen Gestaltungsfreiraum, können daher eben nicht allein gelassen werden. Eine *Begleitung durch Hauptamtliche auf dem Weg bis zur Verselbstständigung einer Gruppe* ist notwendig:

„Also es reicht nicht, Leuten Schlüssel in die Hand zu geben und zu sagen, ‚Gut, dann macht mal hier‘. Das ist zu wenig. Es muss schon jemand sein, der aktiv auch so eine Gruppe dann erst mal unterstützt, bis die sich (.) dann verselbstständigen und sich da zu Hause fühlen.“ (Int. 7, 222-225).

Auch verselbstständigte Gruppen werden fachlich betreut: Die Hauptamtlichen begleiten die Ehrenamtlichen, indem sie immer wieder die Arbeit mit ihnen reflektieren, regelmäßig Besprechungen ansetzen und fragen, wie es läuft, wo es Verbesserungs- bzw. Veränderungsbedarf gibt, Schwierigkeiten in der Gruppe moderieren. Die Befragte resümiert: „Wir behandeln die [Freiwilligen] als ja, wie soll man sagen, Kollegen und Kolleginnen ohne Verantwortung“ (ebd., 372-374).

Letztendlich verlangt dieses „neue“ Engagement ein hohes Maß an Energie und Kraft von den Fachkräften:

„Das ist sehr, (.) sehr arbeitsintensiv letztendlich und letztendlich müsste es eine Stelle in diesem Bürgerhaus geben nur für diesen Bereich ‚Arbeiten mit Freiwilligen‘.“ (Int. 3, 1131-1133)¹⁷

Die Frage der personalen Ressourcen (nicht nur) für die Begleitung von Ehrenamtlichen stellt sich in allen Einrichtungen und unabhängig von der Form des ehrenamtlichen Engagements.

Personale Ressourcen und Ehrenamt

Ehrenamtliches Engagement und dessen Gewinnung ist seit jeher eine wichtige Säule in der offenen Arbeit mit Älteren. Dass dies immer noch so gilt, dürfte aus den Schilderungen der befragten Fachkräfte deutlich geworden sein; dass diese Säule zugleich nicht wenig fachliche Begleitung benötigt, allerdings auch - oder wie eine Befragte formuliert:

„Also man kann bestimmte Sachen, kann man ehrenamtlich machen. Aber erstens Ehrenamt braucht Hauptamt (.) und manche Sachen gehen einfach nicht ehrenamtlich.“ (Int. 2, 1595-1597)

Die Förderstandards für BZ in Bremen sehen als hauptamtliches Personal lediglich die Finanzierung einer Leitungskraft in Teilzeit vor (im Umfang von 7-8,5 Stunden für ein BZ bzw. 15-19,5 Stunden pro Woche für ein BZ plus).

In allen Einrichtungen zeigt sich, dass die geförderten Stunden keineswegs für die Arbeit der BZ ausreichen. Die Offene Arbeit erfordert von den Fachkräften, für Besucher: innen und Freiwillige präsent und ansprechbar zu sein, und Freiwillige intensiv zu begleiten. Die Mitarbeiter:innen arbeiten entsprechend entweder weitaus mehr unbezahlt (wie sie selbst angeben: „arbeiten ehrenamtlich mit“ (Int. 5, 185) oder „indem wir uns selber ausbeuten“ (Int. 2, 378)) oder finanzieren sich über eine Mischfinanzierung, was aber bedeutet, dass sie auch für andere Aufgaben mit zuständig sind.

In größere Einrichtungen wie Bürger-, Mehrgenerationenhäuser oder Familien- und Quartierszentren integrierte BZ können auf mehr Personalressourcen (durch Synergieeffekte oder Querfinanzierungen mit anderen Abteilungen)¹⁸ zurückgreifen als alleinstehende Senior:innen-BZ und -Treffe. Aber auch hier sind Fachkräfte auf Dauer überfordert, wenn sie denn allein für den Bereich des BZ verantwortlich sind – und suchen sich hauptamtliche Unterstützung:

„Meine Kollegin ist sehr neu. Sie ist jetzt erst gekommen, weil ich gesagt habe, ich schaffe das nicht mehr, ich muss auch reduzieren. Das geht auch auf Dauer an die Substanz.“ (Int. 3, 410 f.)

Gerade die personellen Ressourcen problematisieren alle befragten Fachkräfte der BZ: So berichten sie beispielsweise, dass die Arbeit, die früher von vier Mitarbeitenden gemacht wurde, sie nun zu zweit erledigen (vgl. Int. 5, 610

¹⁷ Andere Träger, wie die BEK, schufen bereits vor Jahren eine Stelle für die Koordination des Ehrenamts.

¹⁸ Eine Fachkraft ist beispielsweise nicht auf Ehrenamtliche angewiesen, da sie auf ABM-geförderte Mitarbeiter:innen des FQZ zurückgreifen kann.

f.); auch dass die Arbeitsfelder immer größer und komplexer werden, die sie gar nicht mehr abdecken können (vgl. Int. 3, 286 f.).

Nicht zuletzt zeigt die Aufnahme des Förderschwerpunkts „Ältere Menschen im Quartier“ in das „Landesprogramm Lebendige Quartiere“ wie wichtig die Arbeit der BZ ist. Die Frage, inwieweit die Erfüllung dieser zunehmenden Aufgaben durch Teilzeit-Leitungen (weiterhin) gewährleistet werden kann oder sollte, wurde allerdings nicht neu gestellt oder beantwortet.

4.3 Die Zielgruppe(n) „Ältere Menschen mit Migrationsgeschichte“

Soziale Ungleichheit bzw. eine lebenslang erfahrene Armut setzt sich im Alter fort. Nicht zuletzt zeigt sich diese Schicht- bzw. Klassenabhängigkeit an den Lebenslagen älterer Menschen mit Migrationsgeschichte, die in Deutschland mittlerweile und zunehmend ins Alter kommen. Sie sind mehrfach von Benachteiligungen (Einkommensarmut, formale Bildung, Wohnen und Gesundheit) betroffen, die sich im Alter nicht nur fortsetzen, sondern kumulieren und sich nicht selten gegenseitig verstärken – wie der aktuell gültige Altersbericht eindrücklich für diese besonders vulnerable, jedoch bislang sozial- und seniorenpolitisch vernachlässigte Gruppe darstellt (vgl. BMBFSJ 2025). Umso wichtiger ist es, mit der Offenen Altenarbeit auch diese Menschen zu erreichen, was auch die Bremer offene Altenhilfe schon längst in ihren Standards für die Förderung festhält.

Bundesweit leben heute ca. 2,5 Millionen Menschen mit Migrationsgeschichte, wobei davon auszugehen ist, dass diese Zahl sich in den nächsten zehn Jahren verdoppeln wird (vgl. BMBFSJ 2025, 182). Unter den Älteren stellen sie damit die am stärksten wachsende soziale Gruppe dar.¹⁹

In den Bremer Begegnungsangeboten der BZ und Treffs scheinen ältere Migrant:innen allerdings nicht oder kaum präsent zu sein, auch in Stadtteilen mit einem höheren Anteil älterer Migrant:innen. So wird berichtet, dass beispielsweise russischsprachige Menschen zwar zur Tafel oder auch zum Mittagstisch²⁰ kommen, aber nicht anderweitig am Programm des BZ teilnehmen.

Der Befund gilt auch für Begegnungsangebote in Bürgerhäusern, Mehrgenerationenhäusern oder FQZ. Migrantische Communities treffen sich hier durchaus im Gesamtkontext der Einrichtung. Für den Senior:innen-Bereich der Einrichtung halten die Fachkräfte jedoch fest, ältere Migrant:innen, die schon lange in Deutschland leben, nicht zu erreichen.

In den Schilderungen der Fachkräfte lassen sich *Vorbehalte* sowohl auf Seiten der Migrant:innen, als auch auf Seiten der nicht-migrantischen Besucher:innen ausmachen. Erfolgreiche Wege der Integration in die Offene Altenarbeit verlaufen über die *Kooperation mit Migrantenorganisationen*, durch die *Aufnahme kulturhomogener Gruppen* oder über die *Arbeit des Zentrum für Migranten und Interkulturelle Studien e.V. (ZiS)*, welches 1981 in Gröpelingen für Menschen mit Migrationshintergrund und deren Belange gegründet wurde und heute in ganz Bremen eine wichtige Säule im Bereich der Arbeit mit migrantischen Senior:innen darstellt.

4.3.1 Die Arbeit der Begegnungszentren

Senior:innen mit Migrationshintergrund: „Ja, welche denn?“

Eine Anforderung, die an Bremer BZ und BZ plus gestellt wird, stellt das Erreichen der „Zielgruppe Migranten“ dar. Eine befragte Fachkraft differenziert zu Recht diese Anforderung oder genauer, die Schwierigkeit, die mit dem Begriff „mit Migrationshintergrund“ einhergeht:

„Also das kommt drauf an, was wir darunter verstehen, weil wir haben da den gut integrierten Holländer und wir haben da P4 [weibliche Besucherin], die heißt eigentlich P41 [anderer Name für P4], die kommt eigentlich aus Rumänien. Also die leben schon viele, viele, viele Jahre hier und sind so gut wie assimiliert, haben aber doppelte Staatsbürgerschaft oder nur eine Staatsbürgerschaft. Also, so, die sind da gut integriert. [...] Und da müssen wir auch immer irgendwelche Statistiken ausfüllen mit Migrationshintergrund. Also wenn ich dann sage, ja, P41 [anderer Name für P4], dein Migrationshintergrund. Dann sagt

¹⁹ Bundesweit liegt der Anteil der Senior:innen mit Migrationshintergrund aktuell noch bei 11 Prozent (Stand 2022, vgl. ebd.), als Stadtstaat hat das Land Bremen mit 15 Prozent im Jahr 2019 (vgl. SJIS 2021, 30) einen höheren Anteil aus Ausgangsbasis.

²⁰ Türkeistämmige oder muslimische Senior:innen nehmen eher nicht an den Essensangeboten teil. Einzelne Erzählungen aus den Interviews weisen darauf, dass dies einerseits an nicht-kultursensiblen Gerichten liegt. In anderen Interviews wird davon ausgegangen, dass die Zielgruppe andererseits solche Essensangebote vermutlich nicht annehmen würde, denn: „Viele sind in der Hinsicht ein bisschen stolz“ (Int. 6, 1051). Zum gemeinsam organisierten Essen treffen sich migrantische Frauengruppen dagegen durchaus.

sie, „Ich habe den deutschen Pass“. [...] Sie fühlt sich anders.“ (Int. 3, 518 ff).

Hier wird zum einen deutlich, dass durchaus Besucher:innen mit Migrationshintergrund in den BZ anzutreffen sind; wie die Befragte allerdings von sich aus erläutert, diejenigen, deren Migrationshintergrund „überhaupt gar nicht mehr auffällt“ (ebd., 528 f.). Die Expertin berichtet hier von Problemen, diese Menschen mit dem Merkmal Migrationshintergrund zu etikettieren: für die Berichte gegenüber der Behörde sei dies notwendig, aber die Menschen begreifen sich selbst nicht als „migrantisch“.

In den Interviews werden insgesamt *unterschiedliche Gruppen von sog. Menschen mit Migrationshintergrund unterschieden bzw. Merkmale festgehalten*, mit denen letztlich auch verschiedene mehr oder weniger erfolgreiche Zugänge verknüpft sind.

Neben denen, die nicht als *migrantisch* „auffallen“ oder sich selbst auch nicht so begreifen, gibt es in den BZ vereinzelt und abhängig vom persönlichen Kontakt in den Gruppen auch stärker migrantisch gelesene Menschen (z.B. Menschen aus Syrien, aus dem Iran), die beispielsweise Sprachdefizite im Deutschen haben. Insgesamt bleibt dies aber ein seltenes Phänomen.

Als ein weiteres Merkmal wird die *Zugehörigkeit zu bestimmten Communities* festgehalten. So erläutert eine Fachkraft, dass es schwierig sei, muslimische Migrant:innen zu erreichen. An „europäische Ausländer und Migranten“ (aus Griechenland, Spanien, Portugal) komme man heran, wenn diese Bedarf hätten. Aber auch hier habe sie eigentlich nicht so viele (vgl. Int. 8). Insgesamt werden in den Interviews immer wieder muslimische, türkeistämmige, aber auch russischsprachige²¹ Senior:innen als schwer Erreichbare beschrieben, da diese in ihren jeweiligen Communities lebten.

Zusammenarbeit mit Migrant:innen-Organisationen (statt „muttersprachliches“ Personal)

Während ältere Migrant:innen demnach weniger in den klassischen Angeboten der BZ anzutreffen sind, verläuft ein erfolgreicher Weg über die Kooperation mit Migrant:innen-Organisationen (wie Moscheevereinen, dem Anatolischen Bildungs- und Beratungszentrum e.V. etc.). Beispielsweise gebe es in Hemelingen starke und sehr aktive Migrant:innenorganisationen mit eigenen Angeboten, zu denen die Zielgruppe eher gehe, sich wohler fühle. Hier sei die Kooperation mit diesen Organisationen im Stadtteil wichtig, z.B. indem bestimmte Veranstaltungen, Aktionen dann gemeinsam unternommen werden.

„Und das ist es dann. Aber dass (.) sich die Leute jetzt bei uns dann wohler fühlen, ist ja nicht der Fall unbedingt. [...] Die jetzt unbedingt in die Begegnungszentren zu ziehen, das ist relativ schwierig.“ (Int. 7, 686-692)

Vor der Schwierigkeit stehend, muslimische und türkeistämmige Migrant:innen erfolgreich anzusprechen, erläutert auch eine andere Fachkraft die Bedeutung der Kooperation. Über eine Arbeitsteilung im stadtteilbezogenen Netzwerk der Offenen Altenarbeit kümmere sich die Fachkraft eines kooperierenden BZ um Migrant:innenverbände und -netzwerke. Sie erzählt von gemeinsamen Unternehmungen der Senior:innen-Gruppen aus beiden Einrichtungen: Hier würden ein Austausch zwischen ihren vorwiegend *herkunftsdeutschen und den türkeistämmigen* Senior:innen der Kooperationspartnerin stattfinden und auch Barrieren abgebaut. Denn letztlich komme sie nicht wirklich in die Betreuung dieser Zielgruppe hinein.

Die Fachkraft gibt zudem an, dass sie immer auf kulturdiverses Personal (türkisches, russisches) achte, *„aber es ist einfach auch nie abgerufen worden“* (Int. 8, 1203 f.). Die Bedeutung der Kooperation mit Migrant:innenorganisationen erscheint demnach von größerer Bedeutung als die Einstellung „muttersprachlichen“ bzw. kulturdiversen Personals.

Vorbehalte auf Seiten der herkunftsdeutschen Senior:innen

Dieselbe Fachkraft benennt zugleich ein Problem auf Seiten der herkunftsdeutschen Senior:innen: „Und bei den Deutschen eine Türkin mit, mit Kopftuch (.) ist auch immer schwierig“ (Int. 8, 1204 f.). Die Fachkraft aus Interview 3 problematisiert proaktiv diesen Alltagsrassismus, den sie zunehmend feststellt: „Was wir zunehmend feststellen, ist so ein unterschwelliger Rassismus bei den Älteren“ (Int. 3, 501 f.). Senior:innen merken zum Teil gar nicht, dass sie mit ihren Äußerungen andere Besucher:innen mit Migrationshintergrund beleidigen und ausgrenzen, so die Befragte. Einzelne Menschen mit Migrationshintergrund würden in den Gruppen akzeptiert, „aber würde jetzt eine Gruppe kommen, (.) dann wäre sofort schon wieder Gefahr in Verzug“ (ebd., 537 f.).

Ansätze einer „Durchmischung“, an der die Einrichtung durchaus interessiert ist, werden vor diesem Hintergrund von der Fachkraft als unrealistisch verworfen: „Und das ist etwas, wo ich spüre, das kann man nicht künstlich hervorrufen“ (ebd., 617 f.). Kooperationen mit Migrant:innenorgani-

²¹ Je nach Einzugsgebiet der Einrichtung wird von der jeweils zahlenmäßig dominierenden Migrant:innen-Gruppe gesprochen.

sationen bzw. Gruppen, die sich als intraethnisch oder kulturhomogen verstehen, bieten sich daher eher an; die je nach Einrichtung durchaus praktiziert werden.

Verdacht „Selbstorganisierte Communities“ und Unkenntnis über die Gründe

Auf Seiten der postmigrantischen Senior:innen werden von den Fachkräften verschiedene Gründe angegeben:

Neben der Sprachbarriere bei Älteren („Auch ältere Menschen, die ein bisschen Deutsch mal konnten, dadurch, dass sie schon jahrelang zu Hause sind und es wird dann einfach auch zu Hause nur noch türkisch gesprochen“, Int. 8, 1254-1256) sind es vornehmlich kulturelle Gründe für den schwierigen Zugang zur „herkunftstürkischen Community“, die ausgemacht werden.

Dabei bezieht sich eine Befragte zum einen auf eine türkeistämmige Mitarbeiterin im Hause und zum anderen auf eine Reise, die sie selbst in die Türkei unternahm. Es herrsche in der „türkischen Community“ immer noch die Sicht, „wenn Familie im Hintergrund ist und du kümmerst dich nicht um deine Alten, dann bist du assig“ (ebd., 1250 f.). Die Familien blieben so unter sich und lassen keine fremde bzw. professionelle Hilfe zu. Die kooperierende Migrant:innen-Organisation sehe es zwar nicht ganz so streng (wie in der plakativ bebilderten konservativen Familienmoral), aber bestätige ihnen, dass die *Community sehr selbstorganisiert* sei.²²

Ähnlich formuliert eine andere Fachkraft die Idee für „russischsprachige Communities“ in ihrem Stadtteil:

„Ach ja, die leben in ihren Communities, wir haben da also alles Mögliche versucht, aber die sind sehr in ihren Familien. [...] Ich habe mit Leuten gesprochen, die selber aus der Community sind bzw. die da arbeiten und die sagen alle, die leben in ihren Familien (.) so und die, die gehen nicht nach außen.“ (Int. 2, 127-163)

Sie gibt aber gleich im Fortgang zu bedenken, dass sie tatsächlich nicht wisse, ob es die Sprachbarriere oder andere Interessen sind, die die Senior:innen vom Besuch des BZ abhalten.

Inwieweit die vermeintlichen Communities tatsächlich selbstorganisiert sind, in dem Sinne, dass sie – im Unterschied zu herkunftsdeutschen Senior:innen – sich soweit

selbstständig und innerfamiliär unterstützen, dass es keiner professionellen Angebote (der Offenen Altenarbeit) bedarf, ist in Frage zu stellen. Zu bedenken ist, dass auch postmigrantische Familien in Deutschland den gleichen strukturellen Lebensbedingungen unterliegen und beispielsweise - entgegen mancher Vorstellung - die mittlere Generation nicht im gleichen Haushalt mit den alten Eltern lebt, bei zunehmender Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit der Eltern in räumlicher Distanz, sowie neben eigener Erwerbsarbeit und Sorgearbeit für die eigenen Kinder ähnliche Herausforderungen zu meistern hat, wie die meisten in Deutschland lebenden Familien.

Dass es Hilfebedarfe in postmigrantischen Communities gibt und Unterstützungsangebote doch abgerufen werden können, zeigt das Beispiel im folgenden Abschnitt.

Hinweis auf Bedarfe und ein möglicher Türöffner in die Community

Und zwar berichtet eine Fachkraft von einem Projekt, in welchem sie gleich mehrere türkeistämmige Ehrenamtliche zum Thema Demenz qualifiziert hat. Diese würden sehr viel angefragt – was auf einen großen Bedarf in der Community verweist. Im Anschluss kämen dann auch die Kinder (von älteren Eltern mit Demenz) zu ihr, allerdings nur für ein Beratungsangebot, für die Antragstellung z.B. für die Pflege. Im weiteren Verlauf des Interviews erläutert die Fachkraft ihre Hoffnung, dass dies allerdings ein Türöffner sein könnte für die Migrant:innen, die sie jetzt bereits im Kontext der Antragstellung kennen gelernt haben.

„In zehn Jahren (.) kennen die uns ja total gut, die sind ja mit uns, ja, alt geworden sozusagen. Vielleicht ist dann die Schwelle, uns dann anzurufen vielleicht nicht ganz so groß, weil bei Antragstellung bin ich ja schon. (.) Da sind wir ja schon angelangt.“ (Int. 8, 1275-1278)

Die umfangreichen Beratungs- und Unterstützungstätigkeiten des ZiS zeigen, dass diese Zielgruppe(n) nicht weniger professioneller Angebote der Offenen Altenarbeit bedarf/bedürfen und diese auch abrufen. Zugleich werden weitere Gründe deutlich, weshalb sie bislang in den regulären Angeboten der BZ und Treffs unterrepräsentiert sind (siehe Ausführungen im folgenden Abschnitt).

²² Das Bild von Altenheimen als Abschiebeorte scheint dagegen in der türkeistämmigen Community geteilt, so auch die Befragten des ZiS. Pflegeheime in der Türkei seien tatsächlich anders, sodass hier Informations-

und Aufklärungsmaßnahmen naheliegen.

4.3.2 Die Arbeit des Zentrum für Migranten und Interkulturelle Studien e.V. (ZiS)²³

Vor mehr als 40 Jahren ursprünglich für die Belange von Menschen mit Migrationshintergrund in Bremen gegründet, leistet das ZiS heute im großen Umfang offene Soziale Altenarbeit in all ihren Aufgabenfeldern und ist zu einer bedeutsamen Anlaufstelle sowohl für Senior:innen mit Migrationshintergrund als auch professionelle Akteur:innen der Altenhilfe und Stadtteilarbeit geworden.

Hilfe als späte Anerkennung für eine diffamierte Zielgruppe: „Staatsaufbau-Fachkräfte“ statt „Gastarbeiter“

Das *Selbstverständnis* der interviewten Fachkräfte ist getragen von großem Engagement für die Zielgruppe. Sie verstehen sich als zweite Generation, einer mittlerweile ins Alter gekommenen Generation, die trotz großer Leistungen viel *Diskriminierung und mangelnde Wertschätzung erfahren hat und nun Hilfe braucht*:

„Die Politik damals [hat] (.) diese Generation (.) sehr ungerecht behandelt. (.) Sehr, sehr ungerecht. (.) Also meine Wenigkeit vertritt diese Meinung. Also die Generation kam als Fachkräfte herüber, (.) wurden leider als Gastarbeiter diffamiert²⁴ [...] (.) Diese Menschen haben diesen Staat fachmännisch aufgebaut, sind also Staatsaufbau-Fachkräfte. Aber dieser Begriff ist nie genommen worden. Es ist immer Gastarbeiter gesagt worden. (.) Diese Generation hat sich immer ruhig verhalten, dabei haben die was ganz Großartiges gemacht. Die haben die Bundesrepublik mit ihren Händen und ihrer Gesundheit aufgebaut. (.) Und jetzt ist es eine Lage, (.) dass man [denen] trotzdem helfen muss, (.) was [es] in der Altenhilfe für Möglichkeiten gibt. (.) Stehen da selber [auf dem] Schlauch, (.) haben viel gearbeitet, gesundheitlich kaputt. (.) Und jetzt kommt noch dieser ganze Bürokratiekram.“ (Int. 6, 1081-1091).

So habe auch die Politik verschlafen, dieser Generation Dankbarkeit auszudrücken. Die Fachkräfte sehen für sich daher den Auftrag, eine Brücke zum Sozialstaat zu schlagen und den Menschen nicht nur zu helfen, sondern den ausgebliebenen Respekt zu zollen:

„Also deswegen kämpfen wir so für jeden Cent Projektgeld. Aber darum geht es nicht. Man muss wirklich dieser Generation (.) etwas geben können, damit sie auch das Gefühl haben, ich war doch wichtig und nicht so unwichtig wie jetzt.“ (ebd., 1144-1147)

Die Fachkräfte benennen drei Schwerpunkte der *aktuellen Senior:innen-Arbeit* des ZiS: die Beratungsarbeit des „Köprü“, die Gewinnung und Schulung von freiwilligen Seniorenbegleiter:innen sowie die Aktivitäten zum Thema Demenz („Bremer Netzwerk Demenz und Migration“). Schnittstellen ergeben sich zu anderen Bereichen des Vereins, sodass beispielsweise Ältere von der Expertise in der Bildungsarbeit in Form von „Deutschkursen für lebensältere Frauen“ profitieren oder in Gestalt des „Virtuelles Museum der Migration“ mehr als 50 Lebensgeschichten von Bremer Arbeitsmigrant:innen für das kollektive Gedächtnis erhält.

Die Kontaktstelle „Köprü“, *bedeutet Brücke*, besteht seit 2009 und soll eine Brücke bauen zwischen den Trägern der Altenhilfe und der Zielgruppe. Unter dem Schirm von Köprü laufen daher auch die *insgesamt zehn Selbsthilfegruppen* verteilt über vier Stadtteile, die der Verein initiiert hat und betreut.

Selbsthilfe(gruppen) als Prinzip

Die Gruppen sind teilweise geschlechtsgemischt, teilweise nur Frauen oder nur Männer; und offen für alle Herkünfte. In jedem der vier Stadtteile gebe es jeweils auch Männergruppen, so die Fachkräfte: *„Wir erreichen die sehr gut sogar“* (ebd., 385). Wobei die Expert:innen selbst einräumen, dass seltener die religiösen, sondern vielmehr *die akademischen, sehr belesten Männer* an den ZiS-Gruppen teilnehmen.²⁵

In den Erzählungen der Fachkräfte wird deutlich, dass die Selbsthilfegruppen im Wesentlichen der Funktion von offenen Begegnungsangeboten regulärer BZ entsprechen. Die Zielgruppe würde allerdings nicht in ein reguläres BZ gehen, so die Befragten:

„Weil diese Leute brauchen Räume für sich selbst. Sie werden nicht, nie freiwillig in ein Begegnungszentrum oder -stätte hingehen, (.) sondern (.) an Orte gehen, wo eben halt gleichgesinnte Leute und aus demselben

²³ Zur nicht minder bedeutsamen Arbeit anderer Migrantenorganisationen in Bremen konnten im Rahmen dieser Studie ressourcenbedingt keine Interviews geführt werden.

²⁴ Der neunte Altersbericht ist hier schärfer und spricht von *Rassismuserfahrungen* (vgl. BMBFSJ 2025).

²⁵ Die religiösen Männer werden weniger durch das ZiS erreicht, sondern sind eher in Moscheevereinen aktiv.

Herkunftsland²⁶ kommen. (.) Und oft kennen sie sich auch untereinander.“ (ebd., 389-392)

Grundlage, weshalb sie dagegen durch das ZiS erreicht werden, ist, dass sie *das ZiS kennen und den Mitarbeiter:innen vertrauen*. Berichte aus der Beratungstätigkeit des Vereins bekräftigen, dass es nicht die Sprache ist. Auch Menschen mit Migrationshintergrund, für die die deutsche Sprache kein Problem darstellt, kommen zum ZiS zur Beratung, fühlen sich trotz der eigenen Sprachkenntnisse bei Ämtern unsicher: „Also da ist Sprachlichkeit gar kein Thema, die Sprache (.) aber sie fühlen sich dann wahrscheinlich hier noch mehr verstanden“ (ebd., 251-253).

Partizipative Entwicklung statt Angebotsstrukturen eines BZ

Danach gefragt, welche Chancen sie für BZ sehen, erfolgreich ältere Migrant:innen anzusprechen, äußern sich die Fachkräfte entsprechend skeptisch, da das Angebot der Zielgruppe nicht zur Zielgruppe passe:

„Also wir haben (.) jetzt die Erfahrung, dass (.) die Zielgruppe, die, die wir kennen, in Begegnungsstätte nicht hingehen, (.) weil ihnen halt die Angebote für sie nicht anspricht. [...] Nein, es passt ihnen nicht. Also unsere Angebote, (...) die entwickeln wir ja gemeinsam.“ (ebd., 751-758)

Deutlich wird eine stark *partizipativ ausgerichtete und bedürfnisorientierte Angebotsentwicklung*, die - wie in den regulären BZ - eine *Beziehungsarbeit* voraussetzt. Die Ideen für die Angebote entstehen häufig aus Gesprächen mit den Senior:innen. Die Besucher:innen äußern ihre Wünsche und was ihnen fehlt. Die Bedürfnisse werden dann zu Projektideen und gemeinsam zu Projekten fortentwickelt und realisiert. So sind beispielsweise Deutsch-, Mal- oder Theaterkurse bzw. -gruppen, Gesprächskreise oder auch das Biografie- bzw. Museumsprojekt entstanden.

Nichtsdestotrotz finden vielfältige Kooperationen mit Trägern der Altenhilfe statt, auch zu BZ. Gemeinsame Veranstaltungen beispielsweise mit dem BZ Haferkamp werden umgesetzt, an denen die Besucher:innen beider Einrichtungen teilnehmen; auch wird durchaus für die Angebote des BZ geworben und die Informationen werden in den Gruppen aktiv verteilt, „aber das Ding ist, wir müssen die

Leute an die Hand nehmen und selber gemeinsam da hingehen, alleine machen sie es nicht“ (ebd., 889 f.).

Das Potenzial von Nachbarschaftshelfer:innen fürs Ehrenamt

Mit den zehn Selbsthilfegruppen in Bremen und dem Projekt der Seniorenbegleiter:innen besteht ein nicht unwesentlicher Teil der Arbeit des ZiS in der Organisation und Begleitung von Selbsthilfe und Ehrenamt. Insgesamt berichten die beiden Expert:innen, dass es nicht schwierig sei, Ehrenamtliche für verschiedene Tätigkeiten zu finden - durchaus im Unterschied zu den Aussagen in den anderen Interviews mit BZ.²⁷

Allerdings ähnlich verläuft die erfolgreiche Gewinnung von Ehrenamtlichen: Sie werden aus den bestehenden Gruppen rekrutiert, werden angesprochen und nach Interesse befragt. Für die Gruppenleitungen der Selbsthilfegruppen sind es in der Regel bereits in den Stadtteilen bzw. ihren Nachbarschaften aktive Menschen, die den Stadtteil und die Menschen dort gut kennen. Zudem ist auch hier zentral, dass dieses Ehrenamt Hauptamt braucht. Die Ehrenamtlichen werden auch nach der Gewinnung und Schulung von den Fachkräften begleitet:

„Die können uns jederzeit anrufen, sagen, ‚Mensch, wir haben den und den Fall. Was können wir machen?‘ Die sind ja nicht alleine, wir sind ja im Hintergrund noch und unterstützen die.“ (ebd., 622-624)

Starker Beratungsbedarf für immer mehr altersarme Menschen

Das Beratungsangebot von Köprü wird stark in Anspruch genommen nach Aussage der Expert:innen. Es sei zugleich intensiver geworden, schwierigere Beratungsfälle, teilweise Hausbesuche, denn die Menschen sind mittlerweile „in einem Alter, (.) wo sie wirklich Unterstützung brauchen“ (ebd., 212), da sie es selbst nicht mehr schaffen, die Lebenspartner:innen verstorben oder die Kinder weggezogen sind. Auch sonst gut funktionierende *nachbarschaftliche Unterstützungsnetzwerke stoßen an ihre Grenzen* und sind überfordert:

„Jahrelang haben sie gesagt, ich schaffe das, aber jetzt sagen sie, ich schaffe das nicht und brechen

²⁶ Wie auch sonst in der Offenen Arbeit gilt, wird hier mit „gleichgesinnte Leute“ – neben dem gemeinsamen Herkunftsland – eine irgendwie gear-tete gemeinsame Interessenlage benannt, die eben nicht bereits durch ein geteiltes Merkmal wie Alter oder Migrationsgeschichte gegeben ist.

²⁷ Dies deckt sich durchaus mit Ergebnissen aus anderen Studien und Projekten: Ältere mit Migrationshintergrund engagieren sich freiwillig in ihren jeweiligen Nachbarschaften. Diese informellen Unterstützungsnetzwerke im Stadtteil werden einerseits systematisch übersehen und unterschätzt, allerdings sind diese Netze fragil und entstehende Überlastungen werden kaum unterstützt (vgl. May/Alisch 2013).

zusammen. Entweder hat der jemanden, (unv.) und sonst muss ein Nachbar oder so, aber die haben auch was zu tun, deren Angehörige, werden auch alt und wie (.) soll ich das machen. Die stehen auch in der Zwickmühle (.) und kulturell hilft man gerne, aber (.) dann ist man überfordert.“ (ebd., 1492-1497)

Der Beratungsbedarf macht sich in einem Aufwand auf Seiten der Fachkräfte bemerkbar, den sie nur mit Überstunden leisten können.

„Wir können sie auch nicht links liegenlassen. Wir können sie natürlich verweisen an bestimmte Stellen, an die Ämter, Amt für Soziale Dienste oder so. Aber die Leute kommen hierher zurück. (.) Weil wir auch muttersprachliche Beratung durchführen und sie kennen uns. (..) Dieses Vertrauen ist schon von Anfang an (..) gegeben.“ (ebd., 221-224)

Weshalb die Menschen lieber die Beratung vom ZiS annehmen, liegt - wie in dem Zitat angesprochen - nur teilweise in der Beratungssprache begründet. Das ZiS berät hauptsächlich in türkischer Sprache, aber immer mehr auch in weiteren Sprachen, unter Rückgriff auf ein gutes Netzwerk von Kolleg:innen mit weiteren Sprachkenntnissen, Sprachmittler:innen vom Projekt „Sprinter“ oder notfalls auch den Google-Übersetzer. Wie weiter oben bereits ausgeführt, suchen auch Menschen ohne Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache die Beratung des ZiS auf. Deutlich wird auch hier der Stellenwert des *Vertrauens*, welches eine *niedrigschwellige Beratung im Bereich der Offenen Altenarbeit ausmacht und im Fall Älterer mit Migrationshintergrund eher einer Migrantenorganisation entgegengebracht* wird als Ämtern oder nicht-migrantenspezifischen Beratungsstellen:

„Und zweitens wissen sie auch, dass wir aus demselben Herkunftsland kommen und dass wir sie auch eher und besser verstehen würden (.) als eben halt Amt. [...] Gefühlt sind sie besser hier aufgehoben, auch verstanden (.) und deswegen sind sie auch da.“ (ebd., 229-237)

Hinsichtlich der Lebenslage der Zielgruppe *dominiert die Altersarmut*. Die Fachkräfte halten fest, dass Altersarmut unabhängig von der Herkunft ein großes Thema ist, Ältere mit Migrationshintergrund – als Arbeitsmigrant:innen für wenig Geld und schwere körperliche Arbeit eingesetzt –

aber typischerweise davon betroffen sind.²⁸ Sie hätten eigentlich immer in ihrer Tätigkeit irgendwie mit Altersarmut zu tun. Hinzu kommt, dass die Menschen nun älter, krank und pflegebedürftig werden, sich aber mit dem Sozial-, Renten- und Gesundheitssystem gar nicht auskennen.

Typische Beratungsthemen umfassen entsprechend finanzielle Hilfe- und Unterstützungsmöglichkeiten aufgrund einer zu kleinen Rente. Beraten wird demnach häufig zu Leistungen der Grundsicherung oder des Pflegegeldes. Die Menschen werden auch bei der Antragstellung unterstützt und begleitet, bis sie die beantragte Hilfe erhalten.

Wie schwer die Lebenslage Armut bei zunehmender körperlicher Beeinträchtigung ins Gewicht fällt, zeigt sich in der Beratung des ZiS. Die Fachkräfte berichten immer wieder von Beratungssituationen, in denen versucht wird, ein *Wohnen* in der eigenen Häuslichkeit bzw. im gewohnten Umfeld, im eigenen Stadtteil zu ermöglichen. Die eigenen Wohnungen sind in der Regel nicht barrierearm, andere Wohnungen für die Menschen allerdings nicht bezahlbar. *Geförderte und behinderten- bzw. altersgerechte Wohnungen fehlen für die Zielgruppe massiv*, sodass für diese Menschen weniger Alternativen zum gefürchteten Einzug in ein Altenheim²⁹ wirksam werden.

4.3.3 Resümee: Erfolgreiche Wege in der Offenen Arbeit mit postmigrantischen Senior:innen

Die Grundlagen der Offenen Arbeit (Beziehungsarbeit, Vertrauen) gelten auch für die erfolgreiche Arbeit des ZiS mit ihrer bzw. ihren Zielgruppe(n). Kennzeichnend ist darüber hinaus eine partizipative Ausrichtung in der Angebotsentwicklung und das Moment der Selbsthilfe als Prinzip. Menschen mit Migrationsgeschichte engagieren sich vergleichsweise stark in informellen Unterstützungsnetzwerken im Stadtteil und Fachkräfte des ZiS greifen dieses Potenzial für die Gewinnung von Ehrenamtlichen etwa für die Selbsthilfe-Gruppen und Seniorenbegleiter:innen auf. Deutlich wird allerdings, dass die Zielgruppe(n) und ihr Unterstützungsbedarf in großem Ausmaß gewachsen ist bzw. wächst. Die große Betroffenheit von Altersarmut hinzunehmend, zeigt sich ein gestiegener Bedarf an Beratung und Unterstützung, den die Fachkräfte (nur mit Überstunden) bedienen können – denn die gewohnten nachbarschaftlichen Unterstützungsnetze der Menschen kommen schon längst an ihre Grenzen. Im Lebenslauf immer wieder soziale Ausgrenzung erfahren, erweisen sich Organisationen wie das ZiS als *notwendige, geschützte Räume für Ältere mit Migrationsgeschichte* und als *Brücke zu den Angeboten der Offenen Altenarbeit*.

²⁸ Dieser Befund deckt sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen. Engler et al. geben beispielsweise eine doppelt so hohe Armutsgefährdungsquote für Ältere mit Migrationsgeschichte an (Engler/Bleck/Kricheldorf 2023, 47)

²⁹ Die befragten Expert:innen berichten davon, dass die Zielgruppe schlecht informiert sei über deutsche Altenheime und mit diesen assoziieren, zum Sterben abgeschoben zu sein – was mit dem Bild von Heimen in der Türkei durchaus korrespondiere.

Auch für weitere erfolgreiche Wege in der Offenen Altenarbeit erweist sich das Prinzip der geschützten Räume und der Brücke als bedeutsam. Einzelne Begegnungszentren praktizieren in diesem Sinne eine proaktive *Zusammenarbeit mit Migrantenselbstorganisationen* (z.B. mit Moscheevereinen, dem Anatolischen Bildungsverein etc.) oder nehmen *kulturhomogene oder herkunftslandorientierte Interessengruppen* in ihre Einrichtung auf und integrieren sie damit in die Strukturen der offenen Altenhilfe.

Vor dem Hintergrund der Interviewergebnisse scheinen diese Wege auch eine größere Bedeutung zu haben als Punkte, die häufig als vermeintliche Lösungen vorschnell in den Diskurs eingebracht werden – wie ‚die Sprache‘ oder ‚kultur-diverses Personal‘. Ein weiteres Potenzial liegt dagegen in der *Ansprache von Community-Mitgliedern für die Qualifizierung als Ehrenamtliche*. Wie Erfahrungen mit der Qualifizierung von sog. Demenz-Botschafter:innen oder Seniorenbegleitungen zeigen, können diese ehrenamtlich Qualifizierten als Schlüsselpersonen und Türöffner in postmigrantische Communities hineinwirken.

4.4 Aktuelle „große“ Herausforderungen und Bedarfe

In den Interviews wurden die Fachkräfte zum Abschluss der Interviews gefragt, welche Entwicklungen und großen Herausforderungen sie selbst aktuell in ihrem Arbeitsfeld sehen bzw. bemerken. Über die Interviews hinweg ergeben sich im Wesentlichen folgende thematische Felder, für die aktuell besondere Handlungsbedarfe festgehalten werden: 1. Altersarmut, 2. die wachsende Gruppe der Hochaltrigen sowie 3. Strukturen der offenen Altenhilfe/-arbeit. Dabei sind diese Punkte nicht scharf voneinander zu trennen; wie die Ausführungen zeigen werden, bedingen sie sich durchaus gegenseitig. Interessant ist in diesem Zusammenhang aber nicht nur, die Probleme und Bedarfe zu betrachten, die geschildert werden, sondern auf der anderen Seite auch Maßnahmen in den Blick zu nehmen, die im Rahmen der offenen Altenhilfe überhaupt ergriffen werden können.

Zum Erhebungszeitpunkt im Jahr 2023 hatte die Stadt Bremen bereits seit etwa einem Jahr im Rahmen des „Landesprogramm Lebendige Quartiere“ (LLQ) eine Förder-schiene „Ältere Menschen im Quartier“ (ÄiQ) aufgesetzt. Pandemieauswirkungen wie Isolation und Vereinsamung, aber auch die ansteigende Altersarmut begründeten die gesonderte Aufnahme der 31 Begegnungszentren und Treffs in die Förderung. BZ und Treffs sollte damit ermöglicht werden, vergünstigte Mittagstische und Fahrdienste anbieten zu können sowie Maßnahmen zur Bindung oder

Wiedergewinnung von Ehrenamtlichen gesondert gefördert zu bekommen. (vgl. SJIS 2022, 1).

In den Interviews mit den Fachkräften werden diese Maßnahmen immer wieder erwähnt, v.a. die Essensangebote werden realisiert und als regelrechte ‚Publikumsmagnete‘ beschrieben. Wie diese Maßnahmen etwa bei³⁰ Armut oder Isolation der älteren Menschen eingesetzt werden, welche es vielleicht darüber hinaus braucht, ergibt sich sehr anschaulich aus den Schilderungen der befragten Expert:innen.

4.4.1 Altersarmut

„Was immer mehr jetzt eben kommt, ist dann eben die Armut, macht sich immer mehr bemerkbar.“ (Int. 8, 91 f.)

Einsamkeit wird in allen Interviews als Problem thematisiert, damit auch für strukturell unterschiedliche Stadtteile. Das zweite große Thema ist die Altersarmut, wobei diese für Stadtteile wie Schwachhausen widersprüchlich thematisiert wird. Während für Fachkräfte in BZ das Thema nicht virulent scheint, weisen die Seniorenvertreter:innen allerdings auf „verdeckte Armut“ auch in solchen Stadtteilen hin. Für die evangelischen Kirchengemeinden wird problematisiert, dass es jetzt zwar noch vielen Senior:innen gut gehe, aber auch unter den klassisch aus dem Bildungsbürgertum stammenden Gemeindemitgliedern die Betroffenheit von Altersarmut anwachse. Um neue Konzepte entwickeln und angehen zu können, bräuchten Kirchengemeinden und andere Träger gerade im Hinblick auf das Thema Altersarmut mehr Unterstützung durch die Behörde.

Die Expertin spricht in diesem Zusammenhang an, dass beispielsweise die meisten Kirchengemeinden, die eben auch Altenarbeit leisten *ohne* gefördert zu werden, knappe Ressourcen haben und *außerhalb* der behördlich geförderten und *vernetzten* Altenhilfestrukturen agieren. Für das Angehen solch großer Probleme wie Altersarmut sieht sie eine Notwendigkeit der gemeinsamen Aktion – und insgesamt in den Strukturen der offenen Altenhilfe mehr personelle Ressourcen vorzusehen.

Essensangebote als (hoch nachgefragte) Maßnahme gegen Vereinsamung

Ausführlich werden in den Interviews die *Essensangebote* erläutert. Immer wieder kommt der (neu geförderte) Mittagstisch zur Sprache. Als Angebot für Menschen mit ge-

³⁰ Innerhalb der offenen Altenhilfe können nur Maßnahmen bei Altersarmut ergriffen werden. Um gegen Altersarmut anzugehen, müsste an den

Ursachen angesetzt werden und diese liegen außerhalb der Möglichkeiten der Altenhilfe.

ringem Einkommen konzipiert, wird der Mittagstisch unabhängig vom Einkommen gut angenommen. Die Expert:innen erläutern, dass zu diesen Mittagstischen immer wieder ein bis zwei Personen neu dazukommen (Int. 5, 122-124). „Die kommen einfach vorbei manchmal.“ (ebd., 128). Dabei werden die Essensangebote vorrangig *als Projekt gegen Vereinsamung* wahrgenommen:

„Also die sagen nicht, wir kommen, weil es hier günstig ist, das sagen sie auch, aber sie sagen vor allen Dingen, es ist so schön zusammenzusitzen, gemeinsam zu essen und nicht alleine in der Küche.“ (Int. 2, 1093-1095)

Dies bestätigt sich auch mit Angeboten des gemeinsamen Abendbrotes bzw. Abendessens, welche regelrecht als *Publikumsmagnete* beschrieben werden:

„Also das ist auch ein Angebot, was unheimlich gut angenommen wird. Also die rennen uns echt die Bude ein, die Leute, es ist einfach schön, so in größerer Runde (..) abends gemeinsam zu essen. Es gibt so sehr wenig Angebote für Menschen, für ältere Menschen abends. Wo geht man hin? Alleine? Nirgends. Und hier ist es so völlig zwanglos.“ (Int. 5, 203-208)

Die offenbar sehr leicht zu generierende Nachfrage durch Angebote des gemeinsamen Essens, ist durchaus ein guter Ansatzpunkt, die Menschen auch für andere Bereiche in den BZ und Treffs zu gewinnen. So haben sich beispielsweise die bereits berichteten Beispiele wie ein Männerstammtisch von verwitweten Männern und auch der Kochkurs für Männer aus einem Mittagstisch heraus entwickelt.

...aber auch gegen Mangelernährung

Die hohe Nachfrage nach diesen vergünstigten Mittags- oder Abendtischen erklärt sich allerdings nicht allein aus dem Wunsch nach Geselligkeit. Die Fachkräfte schildern zum Teil recht eindrücklich, dass vergünstigte Essensangebote bei vielen Älteren einer *Mangelernährung* entgegenwirken.

So berichtet eine Fachkraft, dass sie immer wieder von den Menschen hört, dass sie „drei bis viermal die Woche Tütensuppe essen“ (Int. 8, 111 f.) oder „die sich mittags (.) nur mal eben was in den Mund schieben. (.) Also sie setzen sich gar nicht mehr hin und essen Brot und schneiden sich vielleicht noch ein bisschen Gurke oder Tomate auf oder so, (.) sondern sie essen irgendetwas, nur damit der Bauch

nicht knurrt. Und das geht nicht. Das müssen wir abschaffen“ (ebd., 937-943).

Ob die Senior:innen sich nun deshalb mangelhaft ernähren, weil sie sich keine frischen Nahrungsmittel leisten können oder den Kochaufwand für sich allein vermeiden, also das Alleinleben als älterer bzw. meist hochaltriger Mensch eine Rolle spielt, wird aus den Interviews nicht deutlich. Beide Gründe werden relevant sein.

Andere Beispiele zeugen allerdings eindeutiger von Altersarmut.

Durch die Förderung können in BZ und Treffs Essensangebote beispielsweise für zwei Euro angeboten werden. Doch *„es sind aber auch Menschen dabei, die sich überlegen, ob sie zwei Euro bezahlen können“* (Int. 5, 214 f.). Die Befragte erläutert daher eine Umgangsstrategie mit dieser Armut ihrer Besucher:innen, die sie im Team gefunden haben: Und zwar wird immer mehr eingekauft als benötigt, damit sie „manchen Menschen noch etwas mitgeben können“ (ebd., 216). Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass dies sehr vorsichtig geschehen muss, da sonst diese Menschen sehr schnell eine Stigmatisierung oder Neid durch andere Besucher:innen erfahren.

Vereinzelt kooperieren BZ in Stadtteilen mit hoher Altersarmut mit der *Bremer Tafel* und organisieren eine Ausgabe von Lebensmitteln in den eigenen Räumlichkeiten, die sich nur an ältere Menschen aus dem Stadtteil richtet. Diese Senior:innen-Tafeln werden sehr gut angenommen. Eine Befragte berichtet von ungefähr 80 Menschen jede Woche, die Lebensmittel an ihrem Standort abholen.

Geringere Mobilität bei Altersarmen

Gerade für Senior:innen mit Beeinträchtigungen in der Mobilität sind diese wohnortnahen Ausgabestellen wichtig, da ein Weg beispielsweise aus der Vahr bis zur zentralen Ausgabe nach Hemelingen mit Rollator und ÖPNV körperlich und finanziell eine Herausforderung darstellt. Hinzu kommt, dass Armut für sich genommen bereits eine *geringere Mobilität* für die Menschen bedeutet, wie aus den Interviews deutlich wird. Während für Stadtteile mit einkommensreicheren Bewohner:innen festgehalten wird, dass diese z.B. mit einem Taxi zu Freunden oder auch zu kulturellen Veranstaltungen fahren können, beschreiben Fachkräfte in einkommensärmeren Stadtteilen die Situation ihrer Besucher:innen anders:

„Also ja, meine Besucher, Besucherinnen, die kommen aus O1.16 [Stadtteil von O1] überhaupt nicht mehr raus. Die kommen nicht mehr in die Innenstadt also das ist (..) kann ich an einer Hand abzählen, [...] (.) die bleiben in ihrem Wohnort.“ (Int. 2, 841-845)

Entsprechend organisieren Fachkräfte gemeinsame Exkursionen etwa zu Museen, Theatern und Konzerten, damit die Älteren „auch mal aus ihrem Stadtteil kommen, damit sie mal Straßenbahn fahren können, öffentliche Verkehrsmittel benutzen, [...] damit sie auch weiterhin wissen, wir sind Bremer und Bremerinnen“ (Int. 3, 760-764). Die Seniorenvertretung engagiert sich seit Jahren für eine kostenfreie Nutzung des ÖPNV bei Abgabe des Führerscheins, welche in Bremerhaven („Umsteigen70“) mittlerweile umgesetzt wird (Int. 4, 253 ff.). Eine Maßnahme, die demnach nicht nur der Verkehrssicherheit dienen kann, sondern auch der größeren Teilhabe von altersarmen und isoliert lebenden Menschen.

...und digitale Teilhabe

Ein weiterer Aspekt, an dem sich Armut bemerkbar macht, ist die sog. *Digitalisierung*:

Digitalisierung wird von den Fachkräften unterschiedlich angesprochen. Während die einen die Digitalisierung als Vehikel sehen, gerade jüngere Senior:innen anzusprechen, problematisieren andere, die vorwiegend mit altersarmen Menschen arbeiten, dies sei für die derzeitigen Besucher:innen nicht so ein Thema. „Die Klientel ist nicht besonders internetaffin“ (Int. 5, 1243), sie habe nicht unbedingt einen Internetanschluss Zuhause und seltener eigene technische Geräte. „Smartphone schon eher, aber Tablet eher selten“ (Int. 2, 1651). Entsprechend gibt es auch unterschiedliche Erfahrungen mit der Digitalambulanz: Die Expertin einer Einrichtung berichtet davon, auf Corona kreativ mit Digitalisierungsangeboten mit Hilfe von Freiwilligen reagiert zu haben, so etwa mit WhatsApp-Gruppen und einem Digitalen Café. Auch wird Beratung zur Online-Nutzung und den Gefahren (bestellen, fake news, bezahlen) angeboten. Erfahrungen von Fachkräften in anderen Einrichtungen machen deutlich, dass – auch wenn von einzelnen erfolgreichen „Tabletkursen“ berichtet wird – es noch stärker differenzierte und niedrigschwellige Konzepte für ältere Menschen (eben mit unterschiedlichen Ressourcen und Bildungserfahrungen) braucht (vgl. hierzu den Forschungsbericht von Kirschstein et al. in diesem Band).

4.4.2 Wachsende Gruppe der Hochaltrigen

Die Themen *Mobilität und Singularisierung* treffen statistisch gesehen vermehrt die Hochaltrigen. Denn mit zunehmendem Alter steigt das Risiko von Multimorbidität und Pflegebedürftigkeit. Persönliche Netzwerke werden kleiner, da Lebenspartner:innen, Freund:innen und Bekannte in der Regel ein ähnliches kalendarisches Alter aufweisen, auch weniger mobil sind und häufiger versterben. Entsprechend zur demografischen Entwicklung nehmen auch die

befragten Expert:innen die Gruppe der Hochaltrigen als große und immer größer werdende Gruppe wahr und ergänzen, dass es sich um eine heterogene Gruppe mit großen und ungedeckten Bedarfen handelt (Int. 7, 902 ff.).

Bedarf nach Fahrdiensten

Die Problematik der eingeschränkten Mobilität verschärft sich gegenüber dem bisher Ausgeführten zu den ‚lediglich Altersarmen‘, deren Mobilität nicht über die Grenzen ihres Stadtteils hinausgeht. Denn für entsprechend körperlich Eingeschränkte geht es darum, dass diese „Leute tatsächlich auch in ihren Quartieren mobil sein können. Also wir haben in O1.21 [Stadtteil von O1], wenn da im Winter alles (.) vereist ist, dann kommen die Menschen nicht aus ihren Wohnungen raus“ (Int. 7, 907-909) oder Ältere, die „einmal in der Woche, wenn es hochkommt, runter gehen [aus ihrer Dachwohnung] und rauskommen“ (Int. 4, 196 f.).

Neben der „großen Frage“, wie der öffentliche Nahverkehr so verbessert werden kann, dass die Mobilität älterer Menschen gewährleistet werden kann (Int. 7 und 4), setzen die Fachkräfte auf kleinere bzw. individuellere Lösungen. Beispielsweise haben die Kirchengemeinden kleine Gemeindebusse, allerdings aus Finanzierungsgründen immer weniger. Andere Fachkräfte nutzen intensiv Fahrdienste, wie den vom ASB, die es allerdings nicht in allen Stadtteilen gibt. Diese seltenen Fahrdienste werden entsprechend auch für andere Stadtteile gewünscht.

Fachkräfte, die Fahrdienste für ihre hochaltrige Klientel einsetzen, nutzen diese allerdings nicht nur für die Beförderung zu gemeinsamen Aktivitäten in den Einrichtungen. So setzt die Interviewte aus Interview 8 sie viel dafür ein, dass Senior:innen zu Therapien oder Behandlungen befördert werden, wie zur Physio-, Schmerz-, Psychotherapie oder zu ambulanten wie Augen-OPs. Diese Fahrdienste für vermeintliche Krankentransporte verweisen auf Lücken des Gesundheitssystems, wie sie weiter erläutert:

„Ich habe immer wieder Senioren, (..) die nicht krank genug sind, um einen Transportschein von der Krankenkasse zu bekommen, aber sonst nicht zu einer Therapie kommen würden.“ (Int. 8, 934-937)

Auch auf die Frage zum Schluss des Interviews, was ihr noch wichtig wäre, geht sie auf diesen Bedarf der Fahrdienste für mobilitätseingeschränkte Menschen ein, allein um zu ihren Arztterminen zu gelangen.

„Wenn die keinen Transportschein, keinen Taxischein dann haben, dann kommen die da nicht hin (..) und man muss keine Illusion machen, dann muss es die Tochter oder der Sohn machen. Es gibt ganz, ganz

viele Töchter und Söhne hier nicht. Entweder sind sie noch nie geboren, (.) es gibt wahnsinnig viele (.) alleinstehende, also (.) kinderlose ältere Menschen. Es war mir auch nicht so bewusst, (.) aber eben auch viele, wo die Kinder gar nicht da sind oder der Streit so groß ist, dass sich keiner mehr kümmert.“ (ebd., 1329-1335).

Einsamkeit und psychologische Bedarfe

Es verwundert nicht, dass hochbetagte Alleinlebende mit Mobilitätseinschränkungen auch häufiger unter Einsamkeit leiden. Viele dieser Menschen seien „eben ganz einsam, die einfach sagen, ‚24 Stunden am Tag ist einfach viel zu lang. (.) Ich weiß mittags um 13 Uhr schon nicht mehr, was ich machen soll‘.“ (Int. 8, 79-81). Zwar ist das Kernziel von Begegnungszentren und Treffs, mit „Begegnung“ dieser Einsamkeit entgegenzuwirken. Dass sie dies nicht allein leisten können, wissen die Fachkräfte, wenn ihnen etwa von Besucher:innen erzählt wird: „So eine Veranstaltung ist ja immer schön, aber dann ist man wieder zu Hause und dann ist das alles so still und da ist keiner“ (Int. 5, 735-738).

Neben der Einsamkeit thematisieren die Fachkräfte in den Interviews immer wieder weitere psychologische Bedarfe der älteren Menschen. Viele seien in der Corona-Zeit sehr depressiv geworden, andere entwickeln Depressionen im Zusammenhang mit dem Verlust von Angehörigen. In den Einrichtungen werden daher auch spezifische Angebote zur Bewältigung von Verlusten organisiert bzw. vermittelt (wie Trauergruppen, Resilienztraining, Psychotherapie). Eine Fachkraft berichtet in dem Zusammenhang davon, wie wichtig ihrer Erfahrung nach die Möglichkeit ist, über kurze Wege an eine Psychotherapeutin im Quartier verweisen zu können, die auf das Alter spezialisiert ist.

„Weil diese kurze Spanne, die (.) die Menschen noch vor sich haben, (.) sollten sie eigentlich auch gut verbringen können und nicht so belastet. (.) Ja, und manchmal warten die ein Jahr auf den Platz und dann ist es vielleicht auch schon zu spät. (Int. 3, 1377-1380).

Aufsuchende Altenarbeit als Zugangsweg

Ein grundlegendes Problem besteht darin, die häufiger mobilitätseingeschränkten, allein lebenden und eigentlich hilfebedürftigen unter den Hochaltrigen überhaupt zu erreichen. Wie auch schon unter 4.1.3 deutlich wurde, fällt es diesen Menschen schwer, proaktiv Hilfe- oder Beratungsstellen aufzusuchen, nicht weil ihnen Informationen

fehlen. Auch die befragten Fachkräfte, die mit hochaltrigen und vereinsamt lebenden Menschen arbeiten, bestätigen: „Je älter die Menschen sind, umso schwerer ist es dann für sie“ (Int. 5, 248). Denn Hilfen in Anspruch zu nehmen, geht zuallererst mit dem notwendigen Eingeständnis von Hilfebedürftigkeit einher, was erwiesenermaßen für viele, gerade in prekären Lebenslagen lebenden Menschen mit Scham, Stigmatisierung und Ängsten einhergeht – wie auch im aktuellen Altersbericht unterstrichen und auf entsprechend nötige niedrigschwellige Ansätze verwiesen wird (vgl. BMFSFJ 2025, 77 f.).

Eine erfolgreiche Antwort scheint in diesem Zusammenhang das Projekt „Aufsuchende Altenarbeit – Hausbesuche“ zu sein, das in Bremen – zum Erhebungszeitpunkt – bereits seit 2008 als ein niedrigschwelliges Beratungsangebot bestand (vgl. Fußnote 7). Das Konzept sieht vor, dass eine Fachkraft zunächst eine Beratung bei den Menschen zuhause durchführt, bevor sie ggf. ehrenamtliche Besuchsdienste vermitteln. Die Qualität eines solchen fachlichen Beratungsgesprächs beschreibt eine Fachkraft wie folgt:

„Ja, und wenn ich dann bei dem älteren Menschen zu Hause bin, (.) dann gucke ich mir natürlich ein bisschen erstmal so das Umfeld an. Ich höre mir an, wo die Probleme dann eben auch sind. Viele ältere Menschen können ihre Probleme gar nicht selbst sehen, (.) aber durch verschiedene Fragen, die ich so standardmäßig dann eben (.) gebe, dann kriegt man schon einen guten Eindruck, wie es denn überhaupt dann so läuft.“ (Int. 8, 73-78)

Die in der Aufsuchenden Altenarbeit tätigen Fachkräfte erläutern, dass sie auf verschiedene Problemlagen treffen – wie etwa Einsamkeit, Armut, ungesunde Ernährung, Pflegebedürftigkeit. In Abhängigkeit von den Bedarfen und den Wünschen der älteren Menschen werden Besuchsdienste oder auch Haushaltshilfen organisiert, Anträge auf Pflegegeld oder auf Wohngeld gemeinsam mit den Betroffenen ausgefüllt, Essensbringdienste organisiert oder die Menschen zu Angeboten in der Einrichtung, wie zum Mittagstisch, zum Seniorencafé (per Fahrdienst) etc., eingeladen.

Gleichzeitig als Fachkraft im Begegnungszentrum oder Treff tätig zu sein erweist sich dabei als eine *passende Ergänzung zur Aufsuchenden Altenarbeit*, da die Senior:innen über die Gespräche der Aufsuchenden Altenarbeit an das BZ bzw. den Treff herangeführt werden und „aus der Einsamkeit heraus“ (Int. 5, 164). Gerade bei sehr ängstlichen Menschen, sei der längere Prozess der AA – Beratungsgespräche durch die Fachkraft mit anschließenden

ehrenamtlichen Besuchen – die Brücke. Denn die Menschen müssten Vertrauen zur Fachkraft und zu einer weiteren fremden Person, der Ehrenamtlichen, fassen.

Auch Fachkräfte aus BZ, die nicht selbst in der Aufsuchenden Altenarbeit (AA) tätig sind, berichten von einer Kooperation mit der AA, da diese die Senior:innen, die alleine zuhause sitzen, kennen. „Da überlegen wir schon, wie kriegen wir die dann raus“ (vgl. Int. 3, 1141 ff.).

4.4.3 Strukturen der offenen Altenhilfe

Wie ausgeführt, rufen die interviewten Fachkräfte die Fördermittel, die im Rahmen des *Landesprogramms Lebendige Quartiere* für vergünstigte Mittagstische intensiv ab, die Möglichkeit der Finanzierung von Fahrdiensten nutzen diejenigen, die auf entsprechende Anbieter:innen von Fahrdiensten in ihrem Stadtteil zurückgreifen können. Beide Fördermaßnahmen bedienen Bedarfe, die bereits zum Zeitpunkt der Interviews (Sommer 2023) vorhanden sind und aus Sicht der befragten Expert:innen *bereits nicht mehr ausreichen*.

Ein anderer Aspekt betrifft die Thematik der personellen Ressourcen. Auch ohne die befürchteten Entwicklungen, die zu neuen und Mehrbedarfen führen, wurde in den Interviews immer wieder deutlich, dass diese sehr knapp bemessen sind. In Zeiten fortschreitender Sparmaßnahmen bei den Trägern insgesamt, wird auch die Erfahrung angebracht, dass „gerade am Thema Alter eher gespart wird als am Thema Jugend“ (Int. 7, 1170 f.). Die Fachkräfte sehen und formulieren daher den Bedarf nach mehr Ressourcen für die Altenhilfe, verschärft wenn es darum gehen soll, auch die kommenden großen Probleme wirksam angehen zu können.

Gleichzeitig sind unter den Fachkräften „Realist:innen“, die darum wissen, dass es Konzepte auch bei weiterhin knappen Ressourcen braucht. Vor diesem Hintergrund wird eine *stärkere Vernetzung aller Träger*, die in dem Bereich tätig sind, als Notwendigkeit gesehen:

„Aber es müsste noch mal für mich gerade in Bezug auf kleiner werdende Ressourcen müsste das noch mal verstärkt gemacht werden. Vernetzung kostet auch immer Zeit. Das ist auch so, (.) aber ich finde, man (.) kann dann auch Synergieeffekte erzeugen, die für die Zielgruppe ganz wichtig sind. Also das wäre so was, wo ich denke, da (.) ist nochmal ein Bedarf, so auf, das auf Stadtebene wirklich noch mal mehr in den Blick zu nehmen.“ (Int. 7, 1190-1195)

Als konkreten Vorschlag orientiert sich die befragte Expertin an ihrer positiven Erfahrung mit einer Veranstaltung

zum Thema „Altersarmut“ im Jahr 2022. Diese zum Vorbild, könnte die Vernetzung in einem *regelmäßig stattfindenden Austausch in Form einer Art „Forum Altenarbeit“* stattfinden, in dem alle relevanten Akteur:innen stadtübergreifend zusammenkommen. Bisherige Arbeitskreise und Netzwerke sind entweder stadtteilorientiert oder werden von der Behörde zwischen lediglich den geförderten Begegnungszentren und Treffen moderiert (Kirchengemeinden oder auch Quartierszentren sind hier beispielsweise ausgeschlossen, wenn sie nicht als BZ oder Treff gefördert werden).

5 Zusammenfassung der Ergebnisse

Die vorgestellte qualitative Studie untersuchte die Praxis der Offenen Altenarbeit in der Stadt Bremen. Dabei war das Ziel zu ermitteln, wie die Fachkräfte in den Begegnungszentren und Treffs vor dem Hintergrund der kommunalen Altenhilfestrukturen, der großen Diversität der Zielgruppe(n) in ihren Lebenslagen und Lebensstilen sowie angesichts neuer Anforderungen konzeptioneller Art, die mehr partizipative Ansätze, intergeneratives Arbeiten und eine Vernetzung im Stadtteil verlangen, agieren.

Begegnungszentren sind professionelle Orte im Hilfesystem

Deutlich wurde in den Interviews, dass die Fachkräfte in den Begegnungszentren und Treffs nicht nur ‚Orte der Begegnung‘ schaffen, sondern eine spezifische Beratung, Begleitung und Unterstützung der Menschen leisten sowie als ein wichtiges Scharnier zu Transfer- und Beratungsleistungen im lokalen Hilfesystem fungieren.

Die Spezifität begründet sich in den professionellen Handlungsstrategien der offenen, sog. ‚niedrigschwelligen‘ Arbeit mit den Menschen, die sich als langwieriger und kleinschrittiger Prozess von informellen Gesprächen, Biografie- und Beziehungsarbeit vollzieht. In der Sozialen Arbeit sind diese professionellen Grundlagen der Offenen Arbeit fachlich beschrieben, allerdings bislang stärker (und sichtbarer) ausgearbeitet für andere Handlungsfelder (wie der Jugend- oder auch der Suchthilfe). Dies steht im Widerspruch dazu, dass derart niedrigschwellige Ansätze auch für viele alte Menschen den einzigen gangbaren Weg zu notwendigen Hilfen darstellen, wie die Interviews verdeutlichen – oder auch der neunte Altersbericht (BMFSFJ 2025, 77 f.) angesichts einer bedenklich hohen Quote der Nicht-Inanspruchnahme der Grundsicherungsleistungen im Alter herausstreicht.

Als diese niedrigschwelligen Orte sind BZ damit zentral im und für das lokale Hilfesystem und werden noch bedeut-

samer werden. So bemerken die Fachkräfte in ihrem beruflichen Alltag bereits jetzt einen Anstieg komplexerer Lebens- und Problemlagen der alten Menschen – eine Entwicklung, die sich durch den prognostizierten Anstieg der Altersarmut in den kommenden Jahren und Jahrzehnten fortsetzen wird. Vor dem Hintergrund der hohen professionellen Anforderungen, die die Offene Arbeit mit Menschen in schwierigen Lebenslagen bedeutet, stoßen die strukturell, nämlich durch die Förderbedingungen vorgesehenen Teilzeit-Stellen zunehmend an ihre Grenzen. Dies verweist auf eins der Vertiefungsthemen der Studie: die Rolle von Ehrenamt und Selbstorganisation in der Offenen Altenarbeit.

Hauptamt braucht Ehrenamt und Ehrenamt braucht Hauptamt

Bedingt durch die Förderstrukturen, ist die Unterstützung durch Ehrenamtliche ein unverzichtbarer Bestandteil für die Aufrechterhaltung des Betriebs in den Einrichtungen. Gleichzeitig gehört es zu den Aufgaben der Fachkräfte, freiwilliges Engagement der alten Menschen zu fördern. Ob oder wie stark Fachkräfte die Gewinnung von Ehrenamtlichen problematisieren, hängt allerdings davon ab, wie sie Ehrenamt konzipieren:

Während ein „altes Ehrenamt“, welches als pflichtorientierte, fremd organisierte Fremdhilfe (etwa für hauswirtschaftliche Aufgaben, die neuen Mittagstische) charakterisiert werden kann, von der Zielgruppe eher als zu einengend und unattraktiv empfunden wird, gelingen Formen eines „neuen Engagements“, welches einer Selbstorganisation der Zielgruppe(n) in der Verwirklichung eigener Interessen entspricht. Diese letzte Form entspricht zugleich einer partizipativen Angebotsentwicklung, die die behördlichen Förderstandards als Anforderung an die BZ formulieren. Aus den Interviews konnte allerdings rekonstruiert werden, dass auch sie kein Selbstläufer ist, sondern eine intensive fachliche Begleitung und Betreuung braucht.

Diversität von Konzepten für eine Diversität der Zielgruppe(n)

Neben den professionellen Grundlagen der offenen Arbeit, die für alle Einrichtungen gelten, haben die Ergebnisse eine Differenzierung zweier Typen von Einrichtungen ergeben, die sich in der konzeptionellen Ausrichtung und den tatsächlich erreichten Zielgruppen unterscheiden. Während „BZ mit Bürger:innen-Code“ die Ansprache der sog. „jungen Alten“ gelingt, sind „BZ mit Senior:innen-Code“ wichtige Einrichtungen für hochaltrige Menschen. Beide Typen von Einrichtungen bedienen damit wichtige

Bedarfe von alten Menschen. Wie sie dies tun, unterscheidet sich durchaus – etwa in der Frage, welche Angebote sie anbieten und wie sie diese entwickeln.

Für „junge Alte“ sind es eine altersunabhängige Ansprache, eine sozialräumliche Konzeption und Konzepte aus der Quartiersarbeit sowie eine Haltung, die die Menschen intensiv begleitet bei der Entwicklung und Umsetzung selbstorganisierter Interessensgruppen und -aktivitäten. In der Arbeit mit hochaltrigen Menschen, die zugleich in der Mobilität stärker eingeschränkt sind, zeigen die Fachkräfte eher eine paternalistische Grundhaltung und verantworten im Wesentlichen selbst das Angebot und dessen inhaltliche Gestaltung. Die Praxis in beiden Einrichtungstypen verweist darauf, dass bei größerer Vulnerabilität der Menschen häufiger der Bedarf an Einbindung professionellen Personals gesehen wird; und umgekehrt die Umsetzung selbstorganisierter Gruppen als schwieriger.

Andere, als schwer erreichbar diskutierte Zielgruppen

Hinsichtlich der Genderstruktur der Besucher:innen gelten Männer immer noch als schwer erreichbare Zielgruppe für die BZ und Treffs. Funktionierende Beispiele der Anbindung verlaufen als Verwirklichung genderhomogener Interessen und Räume innerhalb der Einrichtungen. Die (wenigen) realisierten Männergruppen und -angebote sind allerdings durch männliche Fachkräfte initiiert, die in der Offenen Altenarbeit – auch aufgrund der Förderstrukturen – jedoch kaum anzutreffen sind.

Ein hoher Handlungsbedarf besteht für Ältere mit Migrationsgeschichte, die auch im Alter von Vorbehalten und Rassismus betroffen sind (vgl. auch BMFSFJ 2025). Einige erfolgreiche Wege sind bereits vorhanden und konnten durch die Studie beschrieben werden. Dabei gilt es besonders Ansätze zu stärken, die – ähnlich wie bei den Männern – als eigene, ‚geschützte‘ Räume realisiert werden und eine Brücke zu den Angeboten der offenen Altenhilfe darstellen.

Um die häufiger mobilitätseingeschränkten, isoliert lebenden und eigentlich hilfebedürftigen unter den Hochaltrigen zu erreichen, braucht es aufsuchende Ansätze – für deren flächendeckende Einführung sich die Kommune mit den „Bremer Hausbesuchen“ seit Anfang des Jahres 2026 erfreulicherweise entschieden hat. Die Interviews konnten das noch zum Erhebungszeitpunkt geförderte Projekt „Aufsuchende Altenarbeit – Hausbesuche“ nachzeichnen. Als Erkenntnis konnte herausgearbeitet werden, dass die Besonderheit des Projekts, gleichzeitig als Fachkraft im Begegnungszentrum oder Treff tätig zu sein, eine passende Ergänzung zur Aufsuchenden Altenarbeit darstellt. Inwieweit die Heranführung dieser spezifischen, vulnerablen Zielgruppe an die Angebote der Offenen Altenarbeit mit den neuen Hausbesuchen gelingt, bleibt abzuwarten.

Maßnahmen des Landesprogramms LLQ-ÄiQ treffen auf einen Bedarf angesichts wachsender Altersarmut und Hochaltrigkeit, reichen aber nicht aus

Durch die Aufnahme der BZ und Treffs in das „Landesprogramm Lebendige Quartiere“ (LLQ) hat Bremen einen weiteren Akzent darauf gesetzt, die Offene Altenarbeit weiter in die reguläre Quartiers- und Stadtteilarbeit zu integrieren. Die Schilderungen aus den Interviews zeigen, dass die geförderten Maßnahmen angesichts wachsender Altersarmut, Hochaltrigkeit und Einsamkeit auf einen hohen Bedarf treffen, aber zum Zeitpunkt der Interviews bereits nicht mehr ausreichen.

Die vergünstigten Mittagstische (und teilweise Abendbrote) erweisen sich zudem als hoch nachgefragte Maßnahme nicht nur bei Altersarmut, sondern auch gegen Vereinsamung; und als guter Anknüpfungspunkt, die Menschen auch für andere Bereiche in der jeweiligen Einrichtung zu gewinnen und darüber ins Hilfesystem zu integrieren. Die geförderten, aber insgesamt in wenigen Stadtteilen realisierbaren Fahrdienste ermöglichen auch körperlich beeinträchtigten (und meist hochaltrigen) Menschen, an Veranstaltungen der BZ teilzunehmen. Fachkräfte überbrücken mit deren Organisation die eigentlich anstehende Lösung der ‚großen Frage‘ eines öffentlichen Nahverkehrs, der die Mobilität älterer – u. zw. nicht nur körperlich beeinträchtigter, sondern auch finanziell deprivierter – Menschen besser gewährleisten kann.

Diese großen Herausforderungen verlangen nach mehr Ressourcen und neuen Konzepten. Eine Vernetzung aller Akteur:innen verspricht Synergieeffekte bei knappen Ressourcen.

Trotz der vielen Maßnahmen, die gefördert werden, finden die Fachkräfte weitere eigene, kreative Strategien, um die Menschen zu unterstützen. Nichtsdestotrotz benennen die Fachkräfte, die steigende Altersarmut und die wachsende Gruppe der Hochaltrigen als aktuell große Herausforderungen, die nach neuen Konzepten und eigentlich auch mehr Ressourcen in der Offenen Altenarbeit verlangen. Bei weiterhin knappen Ressourcen verspricht zumindest eine Vernetzung *aller* in dem Bereich tätigen Akteur:innen Synergieeffekte. Eine vorgeschlagene Form wäre ein „Forum Altenarbeit“, welches als regelmäßiger Austausch stadtübergreifend ausgerichtet wird. Die Interviewergebnisse zeigen ganz in diesem Sinne auf, dass in der Zusammenschau Träger und Einrichtungen Erfahrungen mit den unterschiedlichen Zielgruppen im Alter, entsprechenden Konzepten und Handlungsstrategien haben. Somit besteht eine potenziell gute Grundlage für ein Teilen von Wissen oder Ressourcen.

Fach- und sozialpolitisch lassen sich aus der Studie weitere Hinweise ableiten, die über die Kommune Bremen hinausweisen: Die hohen professionellen Anforderungen im Arbeitsfeld unterstreichen eine weiterhin notwendige Aufwertung der Offenen Altenarbeit als professionelles Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit. Dieser Befund passt dazu, dass die Vagheit der gesetzlich formulierten Altenhilfe seit langer Zeit seitens der Sozialgerontologie und durch Sozialverbände kritisiert wird und jüngst Entwicklungen zu beobachten sind, die die Forderung nach verbindlichen, einklagbaren und fachlichen Standards genügenden Leistungen aufgreifen (vgl. z.B. Engler/Bleck/Kricheldorf 2025, oder das am 21.5.2026 beschlossene „Berliner Altenhilfestrukturgesetz“).

Literatur

Alisch, Monika (2025): Das Konzept Sozialraumentwicklung und -organisation: Ein interessenorientierter Ansatz Sozialer Arbeit mit alten Menschen. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 58 (3), 192–196.

Alisch, Monika/Kümpers, Susanne (2022): Gesellschaftliche Entwicklungen: Lebenslagen und Soziale Ungleichheiten im Alter. In: Bleck, Christian/van Rießen, Anne (Hrsg.), *Soziale Arbeit mit alten Menschen: Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 79–98.

Aner, Kirsten (2020): Soziale Altenhilfe als Aufgabe Sozialer (Alten-)Arbeit. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 29–54.

Backes, Gertrud M./Clemens, Wolfgang (2013): *Lebensphase Alter: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Becker, Susanne/Rudolph, Werner (1994): *Handlungsorientierte Seniorenbildung. Modellprojekte: Konzeptionelle Überlegungen - praktische Beispiele*. Opladen: Leske + Budrich.

Bleck, Christian/Kricheldorf, Cornelia/Engler, Stefanie (2025): Organisation der Altenhilfe nach § 71 SGB XII und die Bedeutung der Sozialen Arbeit: Erkenntnisse aus einem gerontologischen Gutachten mit dem Fokus auf Einzelleistungen. In: Löffler, Eva Maria/Bleck, Christian/Rüßler, Harald (Hrsg.), *Forschen und Forschung in Kontexten des Alter(n)s: Ausblicke und Konsequenzen für die Soziale Arbeit*. Barbara Budrich, 209–222.

BMFSFJ. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1993): *Erster Altenbericht der Bundesregierung: Die Lebenssituation der älteren Menschen in Deutschland*. Bonn: BMFSFJ.

BMFSFJ. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005): Fünfter Altenbericht: Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Berlin: Eigenverlag.

BMFSFJ. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2016): Siebter Altenbericht: Zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften. Berlin: Eigenverlag.

BMFSFJ. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2025): Neunter Altersbericht. Alt werden in Deutschland – Vielfalt der Potenziale und Ungleichheit der Teilhabechancen. Berlin: Eigenverlag.

Denninger, Tina/van Dyk, Silke/Lessenich, Stephan/Richter, Anna (Hrsg.) (2014): Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft. Bielefeld: Transcript.

Deutscher Verein. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. (2024): Empfehlungen des Deutschen Vereins zur Umsetzung des § 71 SGB XII. Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. Text abrufbar unter: https://www.deutscher-verein.de/fileadmin/user_upload/dv/pdfs/Empfehlungen_Stellungnahmen/2024/DV-13-23_Umsetzung_71_SGB_XII.pdf (Zugriff am 10.6.2026).

Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2015): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg: Eigenverlag.

Dyk, Silke van/Haubner, Tine (2021): Community-Kapitalismus. Hamburg: Hamburger Edition.

Engler, Stefanie/Bleck, Christian/Kricheldorf, Cornelia (2023): Gerontologisches Gutachten zu fachlich begründeten Einzelleistungen nach § 71 SGB XII. Freiburg, Düsseldorf. Text abrufbar unter: <https://soz-kult.hs-duesseldorf.de/personen/bleck/PublishingImages/forschungsprojekte/Gerontologisches%20Gutachten%20Einzelleistungen%20C2%A7%2071%20SGB%20XII%20Auszug.pdf> (Zugriff am 11.12.2025).

Falk, Katrin/Heusinger, Josefine/Kammerer, Kerstin/Wolter, Birgit (2024): Risiken für ein gutes Leben im Alter – die Bedeutung ausgewählter Lebenslagedimensionen. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 57 (7), 520–526.

Fritzsche, Anna/Leven, Ingo/Anna Rysina/Schneekloth, Ulrich/Wolfert, Sabine (2025): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Sechsten Deutschen Freiwilligensurveys (FWS 2024). Berlin. Text abrufbar unter: <https://www.publikationen-bundesregierung.de/pp-de/publikationssuche/freiwilligensurvey-6-2393642> (Zugriff am 10.6.2026).

Harrer, Cornelia (2022): (Offene) Altenhilfe: unbekannt, unwichtig, unterschätzt? In: *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 169 (2), 43–46.

Heinemann, Elke/Medjedovic, Irena (2019): Selbstbestimmt älter werden in Norderstedt. Erhebung von Unterstützungsstrukturen und Bedarfen für die partizipative Gestaltung altersgerechter Lebensräume. Projektbericht. Hamburg: HAW Hamburg. Text abrufbar unter: [buergerinfo.getfile.php](https://www.ratsinfo/sessionnet/buergerinfo/getfile.php) (Zugriff am 10.6.2026).

Hellermann, Johannes (2022): Die Altenhilfe nach § 71 SGB XII und der rechtliche Rahmen für ihre Weiterentwicklung. Rechtsgutachten. Bonn: BAGSO, Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisation e.V. Text abrufbar unter: https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2022/BAGSO_Rechtsgutachten_Altenhilfe_.pdf (Zugriff am 10.6.2026).

Hollstein-Brinkmann, Heino/Knab, Maria (2016): Beratung zwischen Tür und Angel. Professionalisierung von Beratung in offenen Settings. In: Hollstein-Brinkmann, Heino/Knab, Maria (Hrsg.), *Beratung zwischen Tür und Angel – Beiträge zur Professionalisierung von Beratung in offenen Settings*. Wiesbaden: Springer VS, 17–47.

Irena Medjedović, Andreas Witzel (2010): Wiederverwendung qualitativer Daten. Archivierung und Sekundärnutzung qualitativer Interviewtranskripte. Wiesbaden: VS.

Jutta Stratmann (2021): Vergleichende Untersuchung zur kommunalen Altenarbeit. Disparitäten hinsichtlich der Lebensverhältnisse älterer Menschen – Befragung zur Beschreibung, Sichtbarmachung und Analyse der Teilhabemöglichkeiten älterer Menschen in den Kommunen in Deutschland. Ergebnisbericht. fastra - Fachberatung für Sozialplanung und Bürgerengagement im Auftrag der BAGSO – Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen e.V. Text abrufbar unter: https://www.bagso.de/fileadmin/user_upload/bagso/06_Veroeffentlichungen/2021/Disparitaetenstudie_Kommunale_Altenarbeit.pdf (Zugriff am 5.9.2023).

Kade, Sylvia (2009): Altern und Bildung. Eine Einführung. Bielefeld: Bertelsmann.

Karl, Ute/Kolland, Franz (2020): Freizeitorientierte Soziale Arbeit mit älteren und alten Menschen. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 107–117.

Klie, Thomas (2017): Das Recht und die Lebensphase Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie*, 50 (4), 275–280.

Klie, Thomas (2022): Altenhilfestrukturen gewährleisten - Berliner Gesetz „Gutes Leben im Alter“: Wenn der Bund nichts tut, dann die Länder? In: *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 169 (2), 54–57.

May, Michael/Alisch, Monika (2013): AMIQU – Unter Freunden. Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt. Opladen: Budrich.

Medjedovic, Irena/Witzel, Andreas (2005): Sekundäranalyse qualitativer Interviews. Verwendung von Kodierungen der Primärstudie am Beispiel einer Untersuchung des Arbeitsprozesswissens junger Facharbeiter. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 6 (1), Art. 46. <https://doi.org/10.17169/fqs-6.1.507>.

Merkens, Hans (2022): Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 286–299.

Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (1991): ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. In: Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hrsg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen*. Wiesbaden: VS, 441–471.

Miethe, Ingrid (2017): Biografiearbeit: Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. Weinheim: Beltz Juventa.

Müller, Burkhard (2011): Professionalität ohne Arbeitsbündnis? Eine Studie zu „niedrigschwelliger“ Sozialer Arbeit. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.), *Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit: Materialanalysen und kritische Kommentare*. Wiesbaden: VS, 144–159.

Müller, Burkhard (2012): Sozialpädagogisches Können: Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg: Lambertus.

Pichler, Barbara (2020): Aktuelle Altersbilder: „junge Alte“ und „alte Alte“. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: Springer VS, 571–582.

Schroeter, Klaus R./Künemund, Harald (2020): ‚Alter‘ als soziale Konstruktion - eine soziologische Einführung. In: Aner, Kirsten/Karl, Ute (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit und Alter*. Wiesbaden: Springer VS, 545–555.

Schubert, Peter (2025): Informelles Engagement: Empirische Befunde und Implikationen für die Engagementförderung. In: *Soziale Arbeit*, 74 (5), 176–183.

Schulz-Nieswandt, Frank/Köstler, Ursula (2011): *Bürgerschaftliches Engagement im Alter. Hintergründe, Formen, Umfang und Funktionen*. Stuttgart: W. Kohlhammer.

SASJI. Die Senatorin für Arbeit, Soziales, Jugend und Integration für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales der Freien Hansestadt (2023): *Landespflegebericht Bremen 2023. Kommunale Pflegeberichterstattung der Städte Bremen und Bremerhaven*. Bremen. Text abrufbar unter: <https://www.gesundheit.bremen.de/sixcms/media.php/13/Landespflegebericht%20Bremen%202023%20-%20Kommunale%20Pflegeberichterstattung%20der%20StA4dte%20Bremen%20und%20Bremerhaven.pdf> (Zugriff am 10.6.2026).

SAFGJS. Senator für Arbeit, Frauen, Gesundheit, Jugend und Soziales der Freien Hansestadt Bremen (2007): *Altenplan: der Altenplan der Stadtgemeinde Bremen*. Bremen.

SJFIS. Die Senatorin für Soziales, Jugend, Frauen, Integration und Sport. Abteilung Soziales / Referat Ältere Menschen (2017): *Offene Altenhilfe – Angebote für ältere Menschen in Bremen. Konzept zur Weiterentwicklung und Zusammenarbeit der Angebote für ältere Menschen unter Einbeziehung der Arbeit der Dienstleistungszentren, der Begegnungsstätten und der Aufsuchenden Altenarbeit – Hausbesuche. Begegnungsstätten in der Stadt Bremen – Konzept zur Weiterentwicklung der Angebote älterer Menschen, Teil II. Zwischenbericht*. Bremen, 23.05.17.

SJIS. Die Senatorin für Soziales, Jugend, Integration und Sport (2021): *Lebenslagen im Land Bremen. 3. Bericht des Senats der Freien Hansestadt Bremen*. 2021. Bremen. <https://www.soziales.bremen.de/soziales/armuts-und-reichtumsberichte-70849> (Zugriff am 12.6.2026).

SJIS. Die Senatorin für Soziales, Jugend, Integration und Sport (2022): *Richtlinie zur Förderung von Projekten im „Landesprogramm Lebendige Quartiere Ältere Menschen im Quartier“ (LLQ ÄiQ). Förderperiode 2022 bis 2023*. Bremen.

Stelling, Christa (2003): Der Wandel des Ehrenamtes – Eine Herausforderung für die Wohlfahrtspflege. In: Fischer, Veronika/Eichener, Volker/Nell, Karin (Hrsg.), *Netzwerke, ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements: zur Theorie und Praxis der sozialen Netzwerkarbeit mit Älteren*. Schwalbach/Ts: Wochenschau, 35–44.

Stratmann, Jutta (2023): *Altenarbeit in Kommunen: eine Handreichung zur Umsetzung von § 71 SGB XII*. Bonn: BAGSO, Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen e.V.

Strauss, Anselm L. (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. München: Wilhelm Fink.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): *Grounded theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.

Strübing, Jörg (2022b): Grounded Theory und Theoretical Sampling. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 587–606.

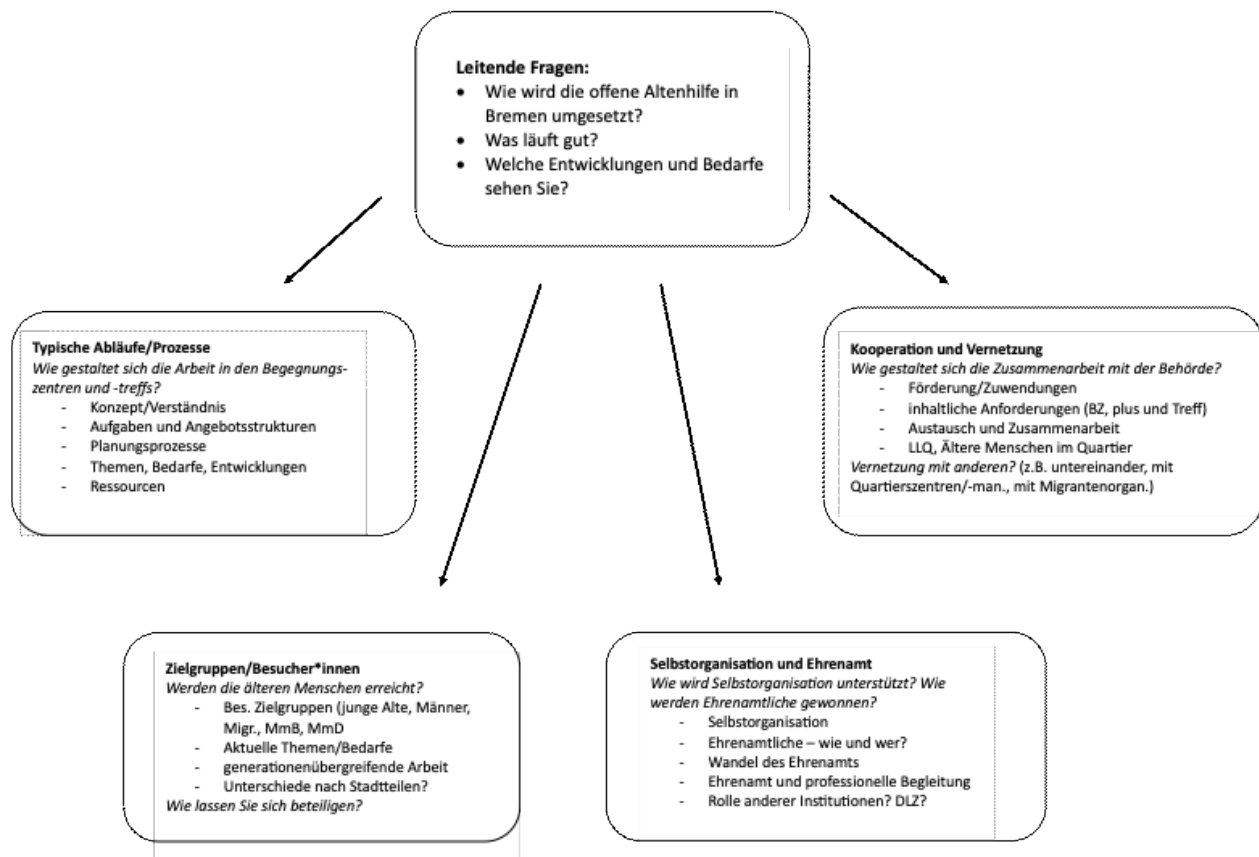
Tews, Hans Peter (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hrsg.), *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters: Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 15–42.

Unterkofler, Ursula (2021): *Lebensgeschichten (all)täglich begleiten. Eine ethnografische Fallstudie über professionelles Handeln im Kontaktladen*. In: *Akzeptanzorientierte Drogenarbeit/Acceptance-Oriented Drug Work*, 18, 1–30.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1 (1). Art. 22. <https://doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>.

Witzel, Andreas (1996): Auswertung problemzentrierter Interviews. Grundlagen und Erfahrungen. In: Strobl, Rainer/Böttger, Andreas (Hrsg.), *Wahre Geschichten? Zur Theorie und Praxis qualitativer Interviews*. Baden Baden: Nomos, 49–76.

Abb. 2: Interviewleitfaden im Projekt Anofa



Bremer Schriften zur Sozialen Arbeit

Herausgeberin

Annette Harth
Hochschule Bremen
Neustadtswall 30
D-28199 Bremen

Band 6

Offene Altenarbeit in Bremen

Forschungsergebnisse zu aktuellen Themen und Herausforderungen

Herausgegeben von

Irena Medjedović
Hochschule Bremen
Neustadtswall 30
D-28199 Bremen

ISBN 978-3-00-088339-2

Copyright 2026:

Bremer Schriftenreihe zur Sozialen Arbeit

Fakultät Gesellschaftswissenschaften, Hochschule Bremen (HSB), Neustadtswall 30, 28199 Bremen

→ hs-bremen.de/fk3

Hochschule Bremen
City University of Applied Sciences



Hochschule Bremen
City University of Applied Sciences

